Zur Erinnerung an August Böckh.

Von Professor Dr. Max Hoffmann.

Das Andenken eines verdienstvollen Gelehrten erhält sich durch seine in Schriften fortwirkende Geisteskraft von selbst bei denen, welche auf gleichem wissenschaftlichem Gebiet seine Genossen und Nachfolger sind. In weiteren Kreisen begnügt man sich im Laufe der Zeit, wenn die persönliche Erinnerung schwindet, mit der Anerkennung, dafs er zu den Berühmten gehöre; aber was er im einzelnen geleistet hat, wird durch den Eindruck neuerer Ereignisse und Geisteswerke leicht verdunkelt, zumal wenn andere Wissenschaften inzwischen Anspruch auf allgemeine Teilnahme erworben haben. Noch steht die Altertumswissenschaft bei uns in Ehren, und dafs sie sich lebendig fortentwickelt, wird durch die überraschenden Ergebnisse der Ausgrabungen auf klassischem Boden und der in Ägypten gemachten Papyrusfunde auch den Fernstehenden bewiesen; aber die Bestrebungen der Geistesbildung gehen in mannigfachen Richtungen auseinander, und den Gymnasien wird das Recht, jene Wissenschaft mit Vorliebe zu pflegen, mehr und mehr bestritten. Deshalb ziemt es sich wohl, dafs gymnasiale Schulschriften der Männer öfters gedenken, welche die Altertumswissenschaft in Deutschland so gefördert und ausgebildet haben, dafs sie zu den bleibenden Gütern unseres Geisteslebens gehört. Unter diesen Männern ist einer der vornehmsten und gröfsesten August Böckh. Er hat nicht nur hochbedeutende Werke verfafst, sondern auch in angesehener Stellung eine weitreichende praktische Wirksamkeit geübt, indem er eine grofse Zahl wissenschaftlicher Lehrer ausbildete, die in seinem Geiste an deutschen Hochschulen und Gymnasien wirkten und zum Teil noch wirken, und indem er an den geistigen Kämpfen, die zu seiner Zeit die Wissenschaft und das Staatsleben bewegten, sich entschlossen beteiligte. Er war ein hervorragender Träger und Vertreter der geistigen Macht, durch welche Preufsen sich ebenso wie durch sein Staats- und Kriegswesen das Recht erworben hat, an die Spitze des geeinigten Deutschlands zu treten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Böckhs ist bisher leider nicht erschienen. Sein Verwandter und Schüler, Professor K. B. Stark in Heidelberg, hatte sie zu schreiben übernommen, doch der Tod raffte ihn hinweg, ehe er sie vollenden konnte. Nur ein kurz gefafstes Lebensbild hat er im zweiten Teile der Allgemeinen Deutschen Biographie veröffentlicht, und ein Vortrag, den er vor der Philologen-Versammlung zu Würzburg 1868 über Böckhs Jugendzeit und Bildungsgang hielt, ist in seinen gesammelten Aufsätzen abgedruckt.[1]) Zweimal hat Ernst Curtius, Böckhs ausgezeichneter Schüler und Amtsnachfolger, in Gedächtnisreden, zu Göttingen und Berlin gehalten, des Meisters Wesen und wissenschaftliche Bedeutung in congenialer Weise dargelegt.[2]) Vieles läfst sich aus Schriften von Zeitgenossen und über Zeitgenossen, die dem grofsen Gelehrten nahe standen, entnehmen; doch haben die folgenden Blätter aus dieser Quelle nur wenig geschöpft. Die Hauptquelle bleiben seine eigenen Werke, und als besonderen Antrieb darf der Verfasser die persönliche Erinnerung erwähnen, welche sich ihm damals, als er die Lehre des äufserlich einfachen, aber von innerer Klarheit durchleuchteten Greises vernehmen durfte, tief eingeprägt hat.

August Böckh wurde am 24. November 1784 in Karlsruhe geboren, wo sein Vater, früher als Jurist in andern Ämtern thätig, Sekretär und Archivrat des badischen Hofrats, d. h. der Regierungsbehörde, war. Drei Jahre alt, als jüngstes von fünf Kindern, verlor er den Vater; mancherlei Entbehrungen kamen dadurch über seine Jugendzeit, aber treue Mutterliebe, fürsorgende Verwandte und treffliche Lehrer förderten den Knaben, dessen Begabung und Fleifs früh hervortrat. Unter den Lehrern, die damals am Gymnasium zu Karlsruhe wirkten,[3]) sind drei hervorzuheben: der Philologe Tittel, welcher die Schüler der obersten Stufe in lateinischen Disputationen übte und dabei in die Kenntnis der Philosophie einführte, der als gemütvoller Dichter bekannte J. P. Hebel, welcher Griechisch und Hebräisch lehrte, und der aus Lübeck gebürtige Mathematiker und Physiker Böckmann.[4])

---

[1]) K. B. Stark, Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiet der Archäologie und Kunstgeschichte, 1880, S. 409—426.

[2]) Ernst Curtius, Altertum und Gegenwart. 2, 267—277. 3, 115—135.

[3]) Vgl. H. Funck, Die alte badische Fürstenschule und August Böckh, Programm des Gymnasiums zu Karlsruhe 1881.

[4]) Johann Lorenz Böckmann, geboren zu Lübeck am 8. Mai 1741, wurde nach Angabe unseres Schul-Albums am 15. Juli 1755 vom Rektor v. Seelen in die Sekunda des Katharineums aufgenommen. Er verliefs die Schule 1761, um in Jena Theologie zu studieren, und wandte sich bald mit besonderem Eifer dem Studium der Mathematik und Physik zu. Er wurde 1764 als Professor an das akademische Gymnasium in Karlsruhe berufen, um diese beiden Wissenschaften zu lehren, richtete dort ein physikalisches Kabinet und 1778 ein meteorologisches Institut ein, verfafste eine Reihe von Schriften mathematischen und physikalischen Inhalts, namentlich 1783 über Blitzableiter, 1794 über Telegraphie, wurde 1774 Kirchenrat, 1789 Ephorus des Gymnasiums, starb am 15. Dezember 1802. Biographie von seinem Amtsgenossen Wucherer im Magazin von und für Baden 1803; kurzer Auszug daraus in der Allgemeinen Deutschen Biographie 2, S. 788.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Letzterem verdankte Böckh die später oft bewiesene Befähigung, mathematische Probleme der Altertumswissenschaft zu behandeln, aufserdem nachhaltige Anregung zu klarem und edlem Ausdruck in der deutschen Sprache. Wohl vorbereitet verliefs er zu Ostern 1803 die Schule, um in Halle Theologie zu studieren. Doch bald wandte er sich ganz dem philologischen Studium zu, angezogen durch Friedrich August Wolfs geistvolle Lehre und durch das feinsinnige Wesen Schleiermachers, der ihn in die tiefere Kenntnis der platonischen Philosophie einführte. Die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum war im Lauf des 18. Jahrhunderts durch deutsche Gelehrte, namentlich Ernesti und Christ in Leipzig, Heyne in Göttingen, von der schwerfälligen Behandlungsweise der holländischen Schule befreit und durch Winkelmann, Lessing, Herder, Vofs in fruchtbare Beziehung zur deutschen Litteratur gesetzt worden. Die Freundschaft Schillers und Goethes mit Wilhelm von Humboldt, dem Schüler Wolfs, bezeichnet den klassischen Boden, auf welchem zu Ende des Jahrhunderts die Meisterwerke unserer Litteratur hervorsprofsten. Die jungen Männer, welche in Halle Wolfs methodische Unterweisung genossen und unter dem frischen Eindruck der von Weimar ausgehenden Dichtung standen, durften sich hohe Ziele für ihr eignes Streben setzen. Böckh verlebte im Kreise strebsamer Genossen eine schöne Studienzeit und konnte sie abschliefsen, ehe mit der Schlacht bei Jena die französische Fremdherrschaft hereinbrach. Nachdem er seine erste Schrift über den unächt platonischen Dialog Minos und die ersten Bücher von Platons Gesetzen[5]) veröffentlicht hatte, ging er im Frühjahr 1806 nach Berlin, machte dort seine ersten Lehrversuche als Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und trat mit Gelehrten, welche dort die griechischen Studien pflegten, namentlich Buttmann und Heindorf, in näheren Verkehr. Sein Wunsch war auf ein Lehramt in Preufsen gerichtet, aber die Ungunst der Verhältnisse unter dem Druck der französischen Macht nötigte ihn, in seine badische Heimat zurückzukehren. Dort herrschte auch das fremde Machtgebot, aber nicht mit so kriegsmäfsiger Strenge, und Grofsherzog Karl Friedrich war mit landesväterlicher Sorgfalt bemüht, die unter pfälzischer Herrschaft herabgekommene Universität Heidelberg wiederum zu heben. Böckh wurde hier im

---

K. F. Vierordt, im Programm des Karlsruher Lyceums 1859, hebt hervor, dafs seine Schüler diesem „religiösen, klar besonnenen und beredten Lehrer“ grofse Anhänglichkeit bezeugten, und dafs auch der Markgraf Karl Friedrich von Baden an seinen Lehrvorträgen besonderes Interesse zeigte: „Karl Friedrich an der Seite seiner Familie und der höheren Staatsbeamten liefs sich von Zeit zu Zeit durch Böckmann Vorträge über die neuesten Fortschritte der Physik halten.“ Aufserdem wirkte er eifrig für die Pflege der deutschen Sprache; schon 1766 begann er den Schülern der obersten Klasse, den sog. Exemten, besonderen deutschen Unterricht zu erteilen; erst einige Jahre darauf wurde dieser Unterricht in den Lehrplan der Anstalt aufgenommen. Herr Oberschulrat Dr. Wendt in Karlsruhe, dem ich für freundliche Mitteilungen über diesen hervorragenden Lübecker zu bestem Dank verpflichtet bin, macht noch besonders darauf aufmerksam, dafs Böckmann, als begeisterter Verehrer von Klopstocks Messias, dem Markgrafen öfters daraus vorlas, und dafs durch ihn die Verhandlungen gingen, welche 1774 zu Klopstocks Berufung nach Karlsruhe führten; Klopstock wohnte in Böckmanns Hause und blieb später, als er nach Hamburg zurückgekehrt war, mit ihm in Briefwechsel.

[5]) Der Titel lautet: In Platonis qui vulgo fertur Minoem eiusdemque libros priores de legibus, 1806.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herbst 1807 aufserordentlicher, zwei Jahre später ordentlicher Professor, und während er in Vorlesungen und Schriften rührigen Eifer entfaltete, empfing er zugleich im Kreise der Romantiker, Arnim, Brentano, Görres u. a., die Anregung eines neuen, patriotischen Aufschwungs der deutschen Poesie.[1])

Die Schriften, welche Böckh in Heidelberg herausgab, zeigten sein wissenschaftliches Streben und seine Begabung im hellsten Lichte. Er wagte sich mit glücklicher Kühnheit an die schwierigsten Fragen der platonischen Philosophie. In der Schrift „Über die Bildung der Weltseele im Timaeos des Platon“ entwickelte er mathematisch die Theorie der antiken Musik, um über die Sphärenharmonie ins Klare zu kommen. Dann folgten die ebenfalls von mathematischen Erörterungen durchzogenen lateinischen Schriften über die Weltschöpfung nach platonischer Lehre und über das platonische Weltsystem. Nicht minder eifrig beschäftigte er sich mit den griechischen Dichtern. Seine Schrift über die griechischen Tragiker zeigte in der Prüfung des überlieferten Zustandes der erhaltenen Tragödien feinen kritischen Geist.[2]) Als nun im Herbst 1810 die neugegründete Universität zu Berlin ins Leben trat, verwandten sich seine dortigen Freunde mit Erfolg für seine Berufung. Zu Ostern 1811 trat der sechsundzwanzigjährige, bereits berühmte Gelehrte in das Amt ein, welches die Grundlage seiner ganzen ferneren Wirksamkeit blieb. Seine nächsten Amtsgenossen waren F. A. Wolf und Immanuel Bekker. Aber Wolf wirkte nicht mehr mit dem kräftigen Eifer wie früher in Halle, und Bekker war meist auf Reisen, um in Paris und Oxford Handschriften zu studieren für seine kritischen Ausgaben griechischer Schriftsteller. So hatte Böckh fast allein des philologischen Lehramts zu walten, und mit regem Eifer gründete er alsbald ein philologisches Seminar, dessen Übungen er dann Jahrzehnte hindurch leitete, anfangs von Buttmann unterstützt, später in Gemeinschaft mit Bernhardy, Lachmann, seit 1853 mit Moriz Haupt. Während des grofsen Kriegsjahres 1813—14 standen die Hörsäle fast leer, und die Lehrer der jungen Hochschule nahmen an dem patriotischen Aufschwung helfend teil, indem sie selbst sich zum Landsturm waffneten. Dann folgten fleifsige Friedensjahre, in denen eine grofse Zahl junger Männer aus allen Gegenden Deutschlands ihre Bildung in Berlin suchte. Böckh förderte manchen auch über die Studienzeit hinaus, da er 1819 auch die Leitung des Seminars für gelehrte Schulen übernahm. Aber neben den Amtsgeschäften war er unermüdlich im eignen Schaffen, und es gelang ihm Werke hervorzubringen, die der Wissenschaft neue Wege wiesen.

---

[1]) Vgl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert 1, 309.

[2]) Worauf es ihm bei seiner Kritik ankam, zeigt der Titel der Schrift: Graecae tragoediae principum, Aeschyli Sophoclis Euripidis, num ea quae supersunt et genuina omnia sint et forma primitiva servata, an eorum familiis aliquid debeat ex iis tribui (Heidelberg 1808).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schon in Heidelberg war er von der Beschäftigung mit Platon und den Tragikern weitergeschritten zu Pindar, dem gedankenschweren größten Lyriker der Griechen, dessen Gedichte hinsichtlich der Form wie des Inhalts noch viel Rätselhaftes darboten. Böckh erkannte mit feinem Sinn ebenso die Gesetzmäßigkeit der kunstvoll verschlungenen Rhythmen, wie die in dem begeisterten Schwung der Gedanken waltende Besonnenheit. Alsbald nach seiner Übersiedlung nach Berlin, noch im Jahre 1811, gab er den kritisch verbesserten Text und eine lichtvolle Darstellung der Versmaße (De metris Pindari) heraus; zehn Jahre später folgten die aus dem Altertum erhaltenen Scholien, die lateinische Übersetzung und die erklärenden Bemerkungen (Explicationes Pindaricae), letztere zur Hälfte von seinem Freunde Ludolf Dissen, Professor in Göttingen, verfaßt. Durch dieses Werk ist das Studium Pindars neu eröffnet worden; nun erst konnte man die Größe des Dichters recht würdigen, und es hat an Forschern nicht gefehlt, die dankbar für Böckhs grundlegendes Werk auf diesem Grunde weiter bauten. Zu nennen sind hauptsächlich Theodor Bergk, Tycho Mommsen, Eduard Lübbert.

Mehr noch als die Erklärung eines einzelnen, wenn auch sehr bedeutenden griechischen Autors, zog das mannigfaltige Gebiet des griechischen Volks- und Staatslebens Böckhs Forschergeist an. Nach dem Vorgange Niebuhrs, der die Entwickelung des altrömischen Staats durch kritische Forschung in helleres Licht stellte, wandte Böckh sich dem athenischen Staat zu, für dessen Kenntnis neben zahlreichen Angaben der Schriftsteller ein ansehnliches Urkundenmaterial, aber noch wenig gesichtet, vorlag. Die beiden stattlichen Bände seiner Staatshaushaltung der Athener, Niebuhr gewidmet, erschienen 1817; der erste enthielt den Hauptteil der Darstellung, der zweite den Schluß und die urkundlichen Beilagen mit Erläuterungen. So anregend Niebuhrs Römische Geschichte auf die weitere Forschung wirkte, Böckhs Werk hat auf Grund des viel reichlicher vorliegenden Materials bleibendere Geltung gewonnen. Es erschien 1850 in zweiter, 1886 in dritter Ausgabe. Der Bearbeiter dieser letzten, Prof. Max Fränkel, welcher in einem Anhange die weiteren Ergebnisse neuer Forschungen, namentlich von Adolf Kirchhoff und Ulrich Köhler, hinzugefügt hat, sagt in seinem Vorwort: „Soviele Fortschritte dieser Zweig der Altertumswissenschaft in den 36 seit Veröffentlichung der vorigen Auflage verflossenen Jahren auch gemacht hat, so ist doch für viele Fragen Böckhs Resultat noch immer giltig, für andere heute noch umstrittene die Berücksichtigung seiner Ansicht notwendig; für immer aber wird die Methode seiner Forschung vorbildlich und mustergiltig sein müssen, eine Methode, die man am kürzesten so charakterisieren kann, daß jede vorhandene Überlieferung auf das peinlichste erwogen, das Urteil aber zugleich durch eine anschauliche Vorstellung von der Funktion der lebendigen Kräfte im Staat bestimmt wird.“ Man darf hinzufügen, daß auch stilistische Vorzüge das Werk auszeichnen; nirgends wird die Untersuchung zu ermüdender Breite ausgesponnen, stets sind die Einzelheiten an klar entwickelte leitende Ideeen angeknüpft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das erste einleitende Buch handelt von Preisen, Löhnen und Zins in Attika. Da die Preise von der Menge des umlaufenden Geldes und von der Nachfrage im Verhältnis zu dem vorhandenen Vorrat an Gütern abhängen, so wird zuerst das attische Geldwesen betrachtet, mit sorgfältiger Feststellung des Münzfufses, dann die Zahl der Bevölkerung. Diese wird im Durchschnitt auf 500 000 Köpfe berechnet, wovon 90 000 als bürgerliche Bevölkerung (20 000 erwachsene männliche Bürger), 45 000 als Schutzverwandte, 365 000 als Sklaven anzusehen sind. Es folgt die Übersicht über den Betrieb der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels; bei letzterem werden die mannigfachen Beschränkungen erörtert, welche die Demokratie um des Gesamtwohls willen den Bürgern auflegte. Verboten war die Ausfuhr des Getreides und der zum Schiffbau nötigen Dinge, Bauholz, Pech, Flachs, Tauwerk, die Einfuhr durfte nur nach dem Piräus gerichtet sein, wo der Stapelplatz und die Zollstätte war; in Kriegsfällen ward stets ein Handelsverbot gegen den feindlichen Staat ausgesprochen. Weiter werden die Preise von Ländereien, Häusern, Sklaven, Vieh, Getreide und andern Lebensmitteln, Kleidern, Geräten, Schiffen besprochen und danach festgestellt, welche Summe zum Lebensunterhalt nötig war, endlich die Arbeitslöhne, Zinsen und Mieten. So gelangt man zur Einsicht in das wirtschaftliche Leben Athens in der Zeit von den Perserkriegen bis zu Alexander d. Gr., welche der Verfasser als Hauptgebiet seiner Darstellung bezeichnet. Auch von andern griechischen Staaten wird manches zum Vergleich angeführt, doch giebt für diese die Überlieferung nur Einzelheiten. Das zweite Buch betrachtet die Finanzverwaltung und die Ausgaben des athenischen Staats. Zuerst werden die dafür bestehenden Behörden und Kassen besprochen, dann die Ausgaben im einzelnen: für Bauten, Polizei, Feste und Opferspenden an das Volk, Besoldungen, Armenunterstützung, öffentliche Belohnungen, Kriegsrüstung. Die Summe der Ausgaben, abgesehen von grofsen Bauten und Kriegsrüstungen, wird auf jährlich 400 Talente (1 800 000 Mark) veranschlagt, wovon die vielgetadelte Spende des Theorikon in Perikles' Zeit doch nur 25 bis 30 Talente betrug; ansehnlich höher waren die Einnahmen, so lange von den Bundesgenossen bedeutende Tributzahlungen eingingen: aus den Überschüssen wurde der im Parthenon verwahrte Staatsschatz gebildet, welcher beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges 6000 Talente betrug, aber während des Krieges trotz Erhöhung des Tributs aufgezehrt wurde, so dafs nachher die Finanzverhältnisse des Staates stets in schwieriger Lage blieben. Dem näheren Nachweis der Staatseinkünfte ist das dritte Buch gewidmet; sie beruhten namentlich auf dem Ertrag der Bergwerke, auf Hafenzöllen und Marktabgaben, dem Schutzgelde der Metöken und den Gerichtsbufsen; dazu kam dann der Tribut der Bundesgenossen, unter Perikles jährlich 600 Talente. Auch die regelmäfsigen Liturgieen, d. h. Leistungen für den Staat, welche den wohlhabenderen Bürgern oblagen und ihnen Gelegenheit gaben, bei der Ausstattung der religiösen Feste und der damit verbundenen Aufführungen im Theater mit einander zu wetteifern, werden in diesem Abschnitt besprochen. Das vierte Buch handelt von den aufserordentlichen Staatseinkünften, besonders der in Kriegszeiten notwendigen Vermögensteuer und der Trierarchie, d. h. Ausrüstung der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kriegsschiffe, welche wiederum den Wohlhabenderen oblag. Die Darstellung schliefst mit einem Gesamturteil über die Vorzüge und Mängel der athenischen Staatsverwaltung und einem bedeutsamen Vergleich mit der Gegenwart (1817): „Die Bildung gröfserer Staatenmassen in verfassungsmäfsigen Monarchieen, worin den Leidenschaften Einzelner minderer Spielraum vergönnt, gröfsere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht und mehr Sicherheit von aufsen und Ruhe von innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechtes, wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freisinnigkeit und Grofsherzigkeit, jener unversöhnliche Hafs gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen werden. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Axt auch an seine Wurzel gelegt."

Mit diesem Werke Böckhs that die Altertumsforschung einen bedeutenden Schritt vorwärts. Hatte man bisher sich mit Vorliebe der idealen Seite des Griechentums zugewandt, die Vorzüge der griechischen Kunst gewürdigt, so kam nun die Betrachtung der wirtschaftlichen Zustände auf Grund genauer Einzelforschung hinzu. Man trat der Wirklichkeit vergangener Zeiten näher, lernte die Bedingungen jener herrlichen Entwickelung des Geisteslebens kennen und ihre Wertschätzung besser begründen. Ferner war auch ein Vorbild für die Erforschung späterer Geschichtsperioden gegeben. Seit 1819 wurden die bisher gar nicht zu übersehenden Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters in den Monumenta Germaniae gesammelt; man mufste, wie bei den antiken Schriftstellern, mit philologischer Kunst die Texte herstellen und von Verderbnis reinigen; man gewann daraus reiche Belehrung für viele früher ungenau bekannte Dinge; aber erst allmählich drang man auch auf diesem Gebiet zu vielseitigerer Erkenntnis vor. Die Erforschung der deutschen Sprachdenkmäler, der Rechts- und Verfassungsgeschichte, endlich der wirtschaftlichen Zustände hat die Überlieferung der politischen und kirchlichen Ereignisse ergänzt und belebt: die Anregung dazu kam einerseits aus den Studien für neuere Geschichte, andererseits aber von den Altertumsstudien, die durch Böckh zu einer lebendigen Erkenntnis der gesamten Kultur des Altertums erweitert wurden. Und alsbald begann er ein neues grofses Unternehmen, welches für die geschichtliche Urkundenforschung auch auf anderen Gebieten fruchtbar wurde und zugleich der philologischen Sprachforschung grofse Dienste leistete: das war die Sammlung der griechischen Inschriften.

Bei der Beschäftigung mit den zahlreichen attischen Steinurkunden, die eine wesentliche Grundlage für die Erkenntnis des attischen Staatshaushalts bilden, erkannte Böckh, dafs es notwendig sei, die ganze Menge der erhaltenen griechischen Inschriften zu ordnen und zu erläutern. Er gewann dafür die Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften, der er als hochgeschätztes Mitglied angehörte, und begann die mühevolle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Arbeit, unterstützt von Buttmann, Bekker, Ideler, Fr. Hirt und weiterhin von jüngeren Kräften, denn die Ausführung zog sich durch Jahrzehnte hin und erforderte vielfache Nachforschung. Was nach den Vorarbeiten der Holländer französische und englische Gelehrte auf ihren Reisen gesammelt und herausgegeben hatten (Spon und Wheeler 1675, Fourmont 1729, Chandler 1764 u. a.), wurde nun durch deutsche Geistesarbeit, die auch das nicht herausgegebene heranzog, von Unrichtigem gereinigt, ergänzt, erklärt und den Nachkommenden zu bequemem Gebrauch überliefert. Wie mühsam dies war, kann man aus dem neuerdings (1883) veröffentlichten Briefwechsel zwischen Böckh und seinem treuen Schüler Karl Otfried Müller, Professor in Göttingen, erkennen. Zur Ergänzung der ersten Sammlung unternahm Müller 1822 eine Forschungsreise nach Leyden, London und Paris, um die dort vorhandenen Texte und Abschriften zu vergleichen. Seine Ausbeute war ansehnlich, aber grofse Schwierigkeiten verursachte die Deutung der vielen nur trümmerhaft überlieferten Inschriften, und bei der Menge des fernerhin zuströmenden Stoffes, zu welchem auch die bereits auf griechischem Boden forschenden englischen Gelehrten, Leake, Gell u. a., beisteuerten, wurde die Sichtung und Ordnung immer mühsamer. Aber Böckh arbeitete mit unermüdlichem Fleifse, und allen Beteiligten erschien es als eine herrliche Fügung des Völkergeschicks, dafs damals durch den griechischen Freiheitskampf der klassische Boden des Hellenenlandes von der türkischen Herrschaft befreit wurde. Nun begannen auch deutsche Gelehrte dort zu forschen. Einer der ersten war Ludwig Rofs; die von ihm gesammelten Inschriften zur Geschichte des attischen Seewesens erwiesen sich als so bedeutend, dafs Böckh sie so bald als möglich in besonderer Bearbeitung herausgab; sie erschienen 1840 als dritter Band der „Staatshaushaltung der Athener." Von dem Hauptwerk Corpus Inscriptionum Graecarum erschien der erste Band 1825—28 in drei Heften; 1843 war der zweite vollendet; den dritten gab 1853 Böckhs Schüler Joh. Franz heraus; den vierten brachten 1859 Ernst Curtius und Adolf Kirchhoff zum Abschlufs bis auf die Register, welche erst 1877 von Hermann Röhl vollendet wurden. Inzwischen war der Stoff durch neue Funde so ansehnlich vermehrt, dafs eine neue Bearbeitung zunächst der besonders wichtigen attischen Inschriften nötig wurde, sie erschien als Corpus Inscriptionum Atticarum 1873—88, ebenfalls im Auftrage der Berliner Akademie, von Kirchhoff, Ulrich Köhler und Dittenberger bearbeitet. Neuerdings ist dann auch die Wiederbearbeitung der übrigen griechischen Inschriften begonnen; die aus Italien und Sicilien stammenden gab 1890 G. Kaibel heraus, von den nordgriechischen Dittenberger 1893 den ersten Band, welcher Inschriften aus Megara, Oropos, Böotien umfafst. In der älteren Sammlung sind 124 böotische Inschriften, hier gegen 900; so ist der Stoff angewachsen, zu dessen Ordnung und Verständnis Böckh in unermüdlicher Arbeit die Wege gewiesen hat.[1]) Dem Vorgange der griechischen Sammlung ist dann die lateinische gefolgt mit dem seit 1863 herausgegebenen Corpus Inscriptionum Latinarum.

[1]) Vgl. G. Busolt, Über die gegenwärtige Bedeutung der Inschriften als Quelle für die griechische Geschichte. Deutsche Rundschau, Nov. 1893, S. 205—217.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als Böckh im Jahre 1825 das erste Heft seines Inschriftenwerks veröffentlicht hatte, trat der Leipziger Professor Gottfried Hermann, ein anerkannter Meister in grammatisch-kritischer Behandlung der Texte, ihm mit einer scharfen Recension entgegen. Böckh verteidigte sich siegreich, indem er dem Gegner bewies, dafs es ihm an Sachkenntnis fehle, dafs sprachliche Kritik nicht ausreiche, wo es auf „zusammenhängende Kenntnis des altertümlichen Lebens“ ankommt.[1]) Einzelnes berichtigte er auf Grund von Hermanns Ausstellungen in der Vorrede und den Zusätzen beim Abschlufs des ersten Bandes der Inschriftensammlung; die meisten der von jenem vorgeschlagenen Verbesserungen wies er zurück. Da Hermann den Streit fortführte und auf andere Gegenstände der philologischen Wissenschaft ausdehnte (Abfassungszeit des sophokleischen Ödipus auf Kolonos, Rechenschaftsbehörden im athenischen Staat, Erklärung der beiden ersten pythischen Oden Pindars), so sah sich Böckh 1827 und 1834 zu ferneren Gegenschriften genötigt. Es schien ein Streit zweier entgegengesetzter Richtungen in der Philologie, der sprachlichen und der sachlichen, ausgebrochen zu sein,[2]) aber Böckh erwies, dafs er die Sprachkenntnis keineswegs vernachlässige, und mehr und mehr wurde die umfassendere Aufgabe, welche er der Philologie stellte, als dem Fortschreiten der Wissenschaft entsprechend anerkannt. Friedrich Ritschl, der mit Hermann sehr befreundet war, lehrte schon 1835 in Breslau ganz in Böckhs Sinne, die Philologie sei „Reproduktion des Lebens des klassischen Altertums durch Anschauung und Erkenntnis seiner wesentlichen Äufserungen“, und rief seinen Schülern zu: „Wer die Sprache nicht kennt, keine Grammatik weifs und nicht der Wortkritik Herr ist, kann kein Philologe sein, aber alles Dreies macht noch nicht den rechten Philologen.“[3]) Übrigens sind Hermann und Böckh zuletzt einander freundlich begegnet, als sie 1846 bei der Philologenversammlung zu Jena zusammentrafen. Hermann, der zwölf Jahre älter war, starb zu Ende des Jahres 1848; sein Schwiegersohn Moriz Haupt wurde wenige Jahre darauf Böckhs nächster Amtsgenosse, und beide ergänzten einander trefflich.

Unter dem belebenden Einflufs von Böckhs Lehre und Beispiel entstand seit 1817 eine Reihe wissenschaftlicher Werke, welche die geschichtliche Gröfse des griechischen Altertums durch kritische Forschung aufhellten. An Böckhs Staatshaushaltung schlofs sich zunächst an „Der attische Procefs“, auf Grund einer von der Berliner Akademie gestellten Preisfrage gemeinsam bearbeitet von Böckhs Schüler Eduard Meier, Professor in Greifswald, dann in Halle, und Georg Friedrich Schömann, Professor in Greifswald (1824, zweite Ausgabe von J. H. Lipsius 1883—87). Weiter folgten 1830 K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst (vierte Ausgabe 1878), 1831 Karl Friedrich Hermanns Griechische Staatsaltertümer (fünfte Ausgabe 1875), 1836 der erste Teil von Bernhardys Litteraturgeschichte (vierte Bearbeitung 1876), 1844—52 K. Böttichers

[1]) Böckhs gegen Hermann gerichtete Abhandlungen sind im 7. Bande seiner kleinen Schriften, S. 255 ff. abgedruckt.

[2]) Vgl. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland (1883), S. 665 ff.

[3]) O. Ribbeck, Friedrich Ritschl (1879) Bd. 1, S. 133, vgl. S. 85.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tektonik der Hellenen, das grundlegende Werk über griechische Baukunst (zweite Ausgabe 1874—81) und andere Werke. Zu besonders treuem Anschluſs an die in Böckhs Staatshaushaltung enthaltenen Forschungen war Arnold Schaefer in seinem Werk „Demosthenes und seine Zeit“ (1856—58, zweite Ausgabe 1885—87) durch den gewählten Gegenstand veranlafst; was in diesem Werke über Athens Finanzverhältnisse und Seewesen dargelegt ist, beruht auf eingehender Würdigung und selbständiger Weiterführung von Böckhs Forschungen. Als wesentliche Grundlage erscheinen diese auch in den entsprechenden Abschnitten des den griechischen Studienkreis gewissermafsen zusammenfassenden Werkes, Ernst Curtius' Griechischer Geschichte (1857, sechste Ausgabe 1887—89).

Im Zusammenhange mit der auf alle Länder, in denen einst griechisches Leben geblüht hatte, ausgedehnten Inschriftensammlung stand auch ein praktisches Unternehmen, welches der Altertumsforschung neuen grofsen Stoff zuführte, die Gründung des Archäologischen Instituts in Rom und Athen. Mit dem Suchen nach Inschriften verknüpfte sich naturgemäfs die Erforschung der Baureste, und die Ausgrabungen führten zugleich Kunstwerke und Münzen in neuer Fülle ans Licht. Immer wichtiger schien es, das Altertum nicht hauptsächlich aus Büchern, sondern aus den unmittelbar erhaltenen Resten und aus der lebendigen Anschauung der Örtlichkeit zu erkennen. Als Mittelpunkt für solche Bestrebungen wurde in Rom, wohin seit Winkelmann die Blicke deutscher Forscher sich richteten, von Böckhs Schülern Ed. Gerhard und Th. Panofka im Verein mit Gelehrten anderer Nationen das Institut 1829 gegründet, unter lebhafter Teilnahme des preufsischen Gesandten K. J. Bunsen, der ihm eine Wohnstätte in dem von ihm bewohnten Palast Caffarelli anf der Höhe des Kapitols bereitete und den kunstsinnigen Kronprinzen von Preufsen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., zur Übernahme des Protektorats bewog.[1]) Böckh widmete dem Institut, welches bald eine stattliche Reihe von Schriften und Abbildungen veröffentlichte, von Berlin aus seine Teilnahme, ohne selbst in die kunstgeschichtlichen Forschungen einzugreifen; auch zu einer Reise nach Italien konnte er sich nicht entschliefsen. Er sah mit Freuden, wie die Thätigkeit Vieler zu dem einen grofsen Zwecke der Erkenntnis des Altertums zusammenwirkte. Die Erhebung des Archäologischen Instituts mit seiner Zweiganstalt in Athen zu einer wissenschaftlichen Anstalt des deutschen Reiches (1873), die Ausgrabungen in Olympia (1875—81), in Pergamon, Troja, Mykenä, Orchomenos: das alles sind Früchte späterer Zeiten, an denen der Segen von Böckhs grundlegender Thätigkeit recht offenbar geworden ist.

Aufser den drei Hauptwerken, von denen bisher geredet ist, hat Böckh noch eine stattliche Reihe gröfserer und kleinerer Schriften verfafst, die sich auf die verschiedensten

[1]) Bunsens Leben, deutsche Ausgabe von F. Nippold (1868), 1, 347 ff. 358. Ad. Michaelis, Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts, 1879. E. Curtius, Altertum und Gegenwart, 2, 176 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gebiete seiner Wissenschaft beziehen. Die wichtigsten von ihnen sollen wenigstens genannt werden bei der Besprechung desjenigen Werkes, welches erst nach seinem Tode herausgegeben ist als Zeugnis seiner bedeutenden Lehrwirksamkeit. Es war ihm vergönnt, Jahrzehnte lang in köstlicher Geistesfrische an der Berliner Universität zu lehren, und nicht nur zahlreiche Studenten, sondern auch hochgestellte Staatsbeamte und Gelehrte besuchten seine Vorlesungen, unter letzteren namentlich in den Jahren 1834 und 35 Alexander von Humboldt, der Herrscher im Reich der Naturwissenschaften, nach ergänzender Kenntnis der Geisteswissenschaften strebend und durch seinen sprachkundigen Bruder auf Böckhs Lehre hingewiesen.[1]) Das Ganze seiner Wissenschaft umfafste Böckh in den Vorlesungen über Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften; diese sind auf Grund hinterlassener Aufzeichnungen und nachgeschriebener Hefte 1877 von E. Bratuschek herausgegeben (zweite Ausgabe 1886 von R. Klufsmann). Wer dieses Buch auf sich wirken läfst, fühlt sich zu höherer Auffassung erhoben und bleibt bewahrt vor kleinlicher, dürftiger Behandlung der Wissenschaft. Auch dem Nichtphilologen bietet es geistvolle Belehrung über die geistige Gröfse des Altertums.

Böckh beginnt mit der Begründung einer kurzen und scharfsinnigen Begriffsbestimmung. Die Philologie ist Erkenntnis des Erkannten, d. h. Reproduktion dessen, was der menschliche Geist in früheren Zeiten hervorgebracht hat. Sie ist nicht blofs Sprachwissenschaft, denn „Logos“ heifst nicht Sprache, sondern „Kunde, vorzüglich die durch Tradition erworbene“. Logographen „hiefsen frühzeitig die Überlieferer der Kunde im Gegensatz zu den Aöden, welche den Mythos behandeln und poetisch, nicht historisch gestalten, und im Gegensatz zu der eigentlichen Sophia, der Weisheit.“ Eratosthenes und Atejus, die sich zuerst unter den Griechen und Römern Philologen nannten, „wollten sich hierdurch als allgemeine Gelehrte bezeichnen, die nicht eine besondere einzelne Wissenschaft in Anspruch nahmen, sondern sich mit der Erkenntnis aller vorhandenen Kunde beschäftigten.“ Daraus folgt nun, dafs der Begriff der Philologie „mit dem der Geschichte im weitesten Sinne zusammenfällt. Das geschichtlich Producirte ist ein Geistiges, welches in That übergegangen ist. Die Geschichte ist daher nur scheinbar von der Philologie verschieden, nämlich in Bezug auf den Umfang, weil jene gewöhnlich der Hauptsache nach auf das Politische beschränkt wird und das übrige Kulturleben im Anschlufs an das Staatsleben betrachtet“. Soweit die Überlieferung reicht, soll die Philologie „wiedererkennen, rein darstellen, die Verfälschung der Zeiten, den Mifsverstand wegräumen, was nicht als Ganzes erscheint, zu einem Ganzen vereinigen“. Um diese Aufgabe auszuführen, ist Beschränkung nach Raum und Zeit geboten; „es mufs ein relativ geschlossenes Zeitalter oder ein Volk allein in Betracht gezogen werden.“ Demnach giebt es antike und moderne, orientalische und abendländische, indische, hebräische, griechische u. s. w. Philologie. Besonders wichtig ist

---

[1]) Vgl. A. v. Humboldts Schreiben an Böckh bei dessen fünfzigjährigem Doktorjubiläum, Jahrbücher für Philologie 1857, S. 260.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Philologie des klassischen Altertums, „weil das Klassische vorzüglich wissenswert und die Kultur der Griechen und Römer die Grundlage unserer gesamten Bildung ist.“ So gelangt Böckh zu dem Begriff der Altertumswissenschaft, welchen F. A. Wolf ohne weiteren Ausblick an die Spitze seines Systems gestellt hatte, und giebt nun diesem Begriff eine kunstvolle, besser als bei Wolf begründete Gliederung und Ausführung.

Gegen Böckhs Lehre, dafs Philologie und Geschichte dasselbe seien, sind allerdings gewichtige Einwendungen erhoben worden. Die Unterscheidung von Sprachwissenschaft und Geschichte ist zu natürlich, die Gebiete dieser beiden Wissenschaften jedes für sich zu grofs, als dafs man ihre dauernde Vereinigung mittels des Fremdwortes Philologie zugeben möchte. Als Böckh seine Lehre aufstellte, hatte die Geschichtswissenschaft noch nicht ihr eignes System gefunden; das ist erst durch Böckhs Schüler und jüngeren Amtsgenossen J. G. Droysen geschehen, der in seinem Grundrifs der Historik (1858, letzte Ausgabe 1882) die Aufgabe und Methode der Geschichtsforschung klarstellte. Neuerdings ist es weiter im einzelnen ausgeführt in E. Bernheims Lehrbuch der historischen Methode (1889). Aber die Verwandtschaft der historischen Methode mit der spracherklärenden ist unleugbar; beide haben das Überlieferte festzustellen, zu reinigen und zu deuten. Wenn nun die Geschichte das grofse Gebiet des Altertums, seines politischen und Kulturlebens, für sich in Anspruch nimmt, was bleibt der Philologie übrig? Diese Frage beantwortet H. Usener in seiner Schrift „Philologie und Geschichtswissenschaft“ (1882), Philologie sei eine auf genauer Sprachkenntnis, auf der Grammatik beruhende Kunstübung, ohne welche das Geschichtliche nicht verstanden werden könne. „Wenn es also wahr ist, dafs der Boden der geschichtlichen Wissenschaft das geschriebene Wort ist, so folgt, dafs die Kunst, welche dasselbe feststellt und deutet mittels ihres grammatischen Vermögens, die letzte Voraussetzung aller geschichtlichen Forschung ist. Diese Kunst haben wir in der Philologie erkannt. Philologie ist also eine Methode der Geschichtswissenschaft, und zwar die grundlegende, mafsgebende, denn nur sie besitzt in ihrer Kenntnis der sprachlichen Form die letzte Gewährleistung für das richtige Verständnis des Überlieferten.“ So richtig damit der grofse Dienst bezeichnet ist, welchen die Sprachforschung der Geschichte leistet, so wird doch andererseits ihre selbständige Bedeutung noch näher ins Auge zu fassen sein. Usener deutet sie an mit den Worten: „Φιλολογεῖν, das Streben nachzuempfinden und nachzudenken, was bedeutende Menschen vor uns empfunden und gedacht, ist ein dem Menschen eingeborenes Bedürfnis, nicht minder wie Φιλοσοφεῖν, das Suchen der Wahrheit. Jeder Mensch übt, unwillkürlich und wie kunstlos auch immer, die Kunst sprachlicher Deutung.“ Ebenso sagt auch Böckh: „Das gesprochene oder geschriebene Wort zu erforschen ist der ursprünglichste philologische Trieb.“ Klare Belehrung findet sich in Wilhelm v. Humboldts Abhandlung „Über das vergleichende Sprachstudium“ (1820).[1])

[1]) W. v. Humboldts Gesammelte Werke, 3, 241 ff. Ich führe die Hauptgedanken daraus an, wie sie in R. Hayms Biographie W. v. Humboldts, S. 548—551, wiedergegeben sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der eine Teil des Sprachstudiums hat es mit der Untersuchung des Organismus der Sprachen, der andere mit der Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung zu thun. Jener fordert soweit als möglich fortgesetzte Vergleichung, dieser Isolieren auf dieselbe Sprache und Eindringen in ihre feinsten Eigentümlichkeiten. Jener führt zur Ausmessung und Prüfung des Gesamtgebiets der Sprache, dieser zum Erkennen ihrer Angemessenheit zur Erreichung aller menschlichen Zwecke. Jenen kann man Linguistik nennen, diesen Philologie. Beide aber gehören zusammen. Im Organismus einer Sprache liegt der Keim zu ihrer feineren Ausbildung; der Sprachcharakter entwickelt sich auf dem Grunde der Sprachform; noch in den höchsten Werken der Sprache mufs die Wirkung des sprachlichen Organismus erkannt und geachtet werden. Die feinsten Elemente und die höchsten, geistigsten Produkte der Sprachen müssen gleichmäfsig beachtet, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden."

Also auf der einen Seite die sprachvergleichende allgemeine Sprachwissenschaft, in welcher W. v. Humboldt ein Meister war, auf der andern Seite die in der Würdigung der Sprachwerke, der Litteratur, gipfelnde Betrachtung der einzelnen Sprache, die Philologie. Je bedeutender die einzelne Sprache sich als Kultursprache entwickelt hat, um so wichtiger ihre Philologie. Griechen und Römer gehören in Sprache und Kultur eng zusammen; deshalb bildet die griechisch-römische Philologie ein geschlossenes Gebiet, doch müssen auch darin die von Humboldt erforschten „Gesetze des menschlichen Sprachbaus" zur Erscheinung kommen. Fassen wir aber die der Philologie obliegende Erklärung der schriftlich überlieferten Sprachwerke näher ins Auge, so zeigt sich, dafs dazu eingehende geschichtliche Kenntnisse nötig sind. Wie der Geschichtsforscher der Sprachkenntnis bedarf, um seine Quellen zu verstehen, so mufs der Sprachforscher vielfach Sacherklärung geben und die Verhältnisse kennen, unter denen die Litteraturwerke entstanden sind. Es darf also der Philologie nicht verwehrt werden, geschichtliche Forschungen anzustellen, und je schwieriger die Kenntnis einer Sprache ist, desto mehr wird dem, welcher sie besitzt, auch die Aufgabe zufallen, dafs er die Geschichte des betreffenden Volkes aufhelle. Erforschung der ägyptischen Geschichte ist nur dem Kenner der ägyptischen Sprache möglich. So erklärt sich die thatsächliche Erscheinung, dafs die klassischen Philologen auch das Beste zur Erforschung der griechisch-römischen Geschichte gethan haben. Davon ging Böckh bei Aufstellung seiner Lehre aus, und Usener, obwohl er zwischen Philologie und Geschichte scheidet, erklärt, die Philologie sei zu einflufsreicher Beteiligung an der gesamten Geschichtswissenschaft berufen und verpflichtet, um ihre Aufgabe der Interpretation zu erfüllen. Vom Standpunkt der Geschichte aus wird stets anzuerkennen sein, erstens die Vorarbeit und Mitarbeit der Sprachforscher zur Erkenntnis des Stoffes, zweitens die Bedeutung der philologischen Methode für das geschichtliche Erkennen. Die besonderen Aufgaben, welche dem letzteren noch obliegen, wenn die sprachliche Erkenntnis der Quellen, Denkmäler und Überreste vollbracht ist, bezeichnet Droysen folgendermafsen: Die pragmatische Interpretation stellt den Gang des einst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirklichen Sachverlaufs fest; die Interpretation der Bedingungen achtet auf Raum, Zeit und Mittel, mit welchen er verwirklicht wurde; die psychologische Interpretation betrachtet die Willensakte, die den Sachverlauf hervorbrachten, namentlich die Persönlichkeiten; die Interpretation der Ideeen würdigt die bewegenden Mächte der Zeit. Dazu kommt endlich die Aufgabe der historischen Kunst: klare, vollständige, der Gröfse des Gegenstandes entsprechende Darstellung. Um jene Interpretation zu leisten, bedarf der Historiker mannigfacher Hilfskenntnisse aus andern Wissenschaften, besonders Erdkunde, Rechts- und Staatswissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Religionswissenschaft, Philosophie. Wenn seine Darstellung hauptsächlich das Staatsleben ins Auge fafst, so hat das seinen inneren Grund darin, dafs im Staate alle Richtungen der Kulturthätigkeit zur Erscheinung kommen und durch ihn gefördert werden sollen, und dafs im Staate die Völker sich verkörpern. Soweit nun die Philologie diese Aufgaben der historischen Forschung auch erfüllt, hat sie ein gutes Recht zur Mitarbeit auf dem Gebiet der Geschichte, und für die Geschichte des Altertums hat sie es durch viele bedeutende Leistungen erwiesen: darum hat der von Wolf und Böckh aufgestellte Begriff der Altertumswissenschaft, als Vereinigung von Sprach- und Geschichtsforschung auf diesem Gebiet, seine bleibende Berechtigung. Übrigens dient die Philologie, in Humboldts Sinne als Sprachforschung, nicht nur der Geschichtswissenschaft, sondern auch der Theologie durch Feststellung und Deutung des Textes der Bibel und der Kirchenschriftsteller, der Rechtswissenschaft durch die gleiche Thätigkeit für das Corpus iuris, der Kunstwissenschaft durch die Erklärung der kunstgeschichtlichen Ueberlieferung, der Philosophie durch das Licht, welches sie über die Schriften der Philosophen verbreitet, und so auch den andern Wissenschaften. Mit Recht sagt Böckh: „Die ganze Geschichte der Wissenschaften ist philologisch."

Kehren wir nach dieser allgemeinen Erörterung zu Böckhs System der Philologie zurück, so erkennen wir darin einen wissenschaftlichen Bau, der von gröfstem praktischem Nutzen ist, wie man auch über die theoretische Grundlage denke. Böckh unterscheidet zwei Hauptteile, einen formalen, welcher die philologische Thätigkeit darlegt und einen materialen, welcher den gesamten Stoff gliedert und ordnet.

Aufgabe der philologischen Thätigkeit ist das Verstehen. Dieses mufs sich auf die Objekte an sich und in ihrem Verhältnis zu einander richten. Daraus ergeben sich zwei Richtungen der philologischen Thätigkeit, die Hermeneutik oder Auslegung, und die Kritik oder Beurteilung. Die Auslegung ist vierfacher Art: grammatisch, historisch, individuell, generisch. Sie beginnt mit der Erklärung des Wortsinns, zu welcher die Grammatik nötig ist. Daran schliefst sich die Sacherklärung, weil der Inhalt des jedesmal Vorliegenden „mit historisch gegebenen Verhältnissen in realer Verbindung steht". Ferner mufs die eigentümliche Denk- und Ausdrucksweise des Schriftstellers erwogen werden, endlich auch der Charakter des Schriftwerks, denn ganz verschieden ist poetische und prosaische, epische und lyrische Darstellung, und ohne das Verständnis der Stilgattungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann weder Uebersetzung noch Kommentar, in welchen beiden die Auslegung sich verkörpert, wohl gelingen. Die Auslegung setzt also Kenntnis der Grammatik, der politischen und Kulturgeschichte, sowie der Litteraturgeschichte voraus; das Formale kann in der Ausübung nicht für sich allein bestehen, nur in der Betrachtung wird es von dem Materialen gesondert. Alle vier Arten der Auslegung werden an lehrreichen Beispielen erläutert.

Ist das Vorliegende an sich verstanden, so tritt die Kritik hinzu, welche es im Verhältnis zu dem übrigen betrachtet. „Zuerst mufs sie untersuchen, ob ein gegebenes Sprachwerk oder dessen Teile dem grammatischen Wortsinn der Sprache, der historischen Grundlage, der Individualität des Autors und dem Charakter der Gattung angemessen seien oder nicht." Sie schliefst sich also der Hermeneutik in ihren erwähnten vier Richtungen an. „Um aber nicht blofs negativ zu verfahren, mufs sie zweitens, wenn etwas unangemessen erscheint, feststellen, wie es angemessener sein würde. Drittens hat sie zu untersuchen, ob das Überlieferte ursprünglich ist oder nicht." Sie beschäftigt sich nicht nur mit dem Wortlaut und seiner handschriftlichen oder inschriftlichen Überlieferung, sondern sie betrachtet auch den Inhalt und die Schönheit der Schriftwerke; daraus geht dann das in sich gegründete Gebäude der Wissenschaft hervor.

„Die Kritik tritt zwar zerstörend und vernichtend auf, indem sie an aller Tradition rüttelt. Aber sie negiert nur den Irrtum, und da dieser die Verneinung der Wahrheit ist, so wirkt sie dadurch schon positiv. Man nehme die Kritik weg und lasse die falsche Tradition unangefochten bestehen, so werden bald Wissenschaft und Leben, soweit sie auf historischem Grunde ruhen, auf die gröfsten Irrwege geraten, wie dies im Mittelalter der Fall war, welches hauptsächlich durch den Mangel an Kritik gehemmt wurde. Ohne Kritik geht alle historische Wahrheit zu Grunde. Ferner bildet sie durch die Auffindung des Unangemessenen; sie tötet dadurch alle leere Phantasterei, alle Hirngespinnste in Bezug auf das historisch Gegebene. Zugleich übt sie eine Wirkung auf das eigene Producieren aus, indem sie zur Selbstkritik wird. Sie ist für jede Wissenschaft die Wage der Wahrheit, welche das Gewicht der Gründe abwägt, das Wahrscheinliche und Scheinbare, das Gewisse und Ungewisse, das blofs Spitzfindige und Anschauliche unterscheiden lehrt, und wenn mehr Kritik in der Welt wäre, würden die litterarischen Speicher nicht, statt mit Weizen, mit Spreu gefüllt sein, hervorgebracht durch Unkritik, die sehr häufig sogar den Namen der Kritik führt; denn nichts ist unkritischer als die schlüpfrigen Konjekturen vieler sogenannter Kritiker."

Hermeneutik und Kritik haben in der von Böckh entwickelten Weise zunächst die Sprachdenkmäler zum Gegenstande; sie werden aber, mit Ausnahme der grammatischen Auslegung und Kritik, auch auf die Kunstdenkmäler angewandt, und weiter auf das, was den Inhalt der Sprach- und Kunstdenkmäler bildet: das ist das gesamte religiöse, Staats- und Privatleben. Somit geht die Betrachtung über zum zweiten, materialen Teile. Dieser ordnet nach einer gedankenreichen Übersicht, welche als allgemeine Altertumslehre vorausgeht, die Altertumswissenschaft in vier Hauptabschnitte mit Unterabteilungen. Jeder Unterabteilung ist eine Anweisung über die methodische Behandlung der betreffenden Disciplin und eine Uebersicht über die wichtigsten vorhandenen Schriften beigefügt; letztere ist von den Herausgebern durch Hinzufügung der in neuester Zeit erschienenen Schriften ergänzt, so dafs dem Studium die Wege in bequemer Weise gewiesen sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der erste Abschnitt handelt „Vom öffentlichen Leben der Griechen und Römer“ und betrachtet zuerst die Chronologie und die Geographie als Hilfswissenschaften, da sich „in Zeit und Raum das gesamte Volksleben entfaltet.“ Man erkennt die Berechtigung, diese beiden Wissenschaften, auf das Altertum beschränkt, dem System der klassischen Philologie einzufügen, wenn man in Böckhs Darstellung überschaut, was die Philologen seit Joseph Scaliger und Philipp Cluver für Chronologie und Geographie geleistet haben. Zur chronologischen Forschung hat Böckh selbst in besonderen Schriften (Manetho und die Hundssternperiode 1845, Zur Geschichte der Mondcyklen der Hellenen 1855, Epigraphisch-chronologische Studien 1856, Über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten 1863) Bedeutendes beigetragen. Es folgt die politische Geschichte, welche „ein treues Abbild der Ereignisse nach ihrem zeitlichen Verlauf und ursächlichen Zusammenhang geben soll“. Daran reihen sich die sogenannten Staatsaltertümer, welche die Zustände und Einrichtungen der antiken Staaten behandeln, nach folgendem Schema: A, Inneres: Verfassung und Verwaltung, Rechtswesen, Staatshaushalt. B, Auswärtige Beziehungen: Verträge, Bundesverfassungen, Kriegswesen. Die Trennung der staatsrechtlichen Betrachtung von der Geschichte stammt schon aus der Philologie des Altertums; auch in der neueren Geschichte stehen den erzählenden Geschichtswerken besondere Darstellungen des Staatsrechts und der Verfassungsgeschichte zur Seite. Hier ist das Gebiet der Rechtswissenschaft, welche ihrerseits der Geschichte und Sprachkunde nicht entbehren kann.

Der zweite Abschnitt führt in das „Privatleben der Griechen und Römer“ ein, er teilt sich in die Geschichte des äufseren Privatlebens oder der Wirtschaft, und Geschichte des inneren Privatlebens oder der Gesellschaft. Vorausgeschickt werden als Hilfswissenschaften die Metrologie und die Numismatik, denn ohne Kenntnis der Mafse, Gewichte und Münzen ist das wirtschaftliche Leben nicht zu verstehen. Böckhs hervorragende Werke auf diesem Gebiete sind: Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüfse und Mafse des Altertums in ihrem Zusammenhange, 1838; Das babylonische Längenmafs an sich und im Verhältnis zu den andern vorzüglichsten Mafsen und Gewichten des Altertums, 1854. Vom attischen Münzwesen hat er, wie schon gesagt, im ersten Buch der Staatshaushaltung gehandelt. Die Geschichte der Wirtschaft betrachtet Landbau, Gewerbe und Handel von den homerischen Zeiten an, dann die Hauswirtschaft und den Luxus. Die Geschichte der Gesellschaft betrachtet den geselligen Verkehr, besonders auch die Stellung der Frauen, dann die Sklaverei, die Erziehung, zuletzt die Gebräuche der Totenbestattung. Über die Sklaverei lautet Böckhs Schlufsurteil:

> „Die Arbeit befreit den Geist von den Fesseln der Materie, wenn sie, wie im Altertum, den höheren Zwecken des Staatslebens untergeordnet ist und von der Kunst veredelt wird. Aber sie erfüllt ihren Beruf nur dann vollständig, wenn sie in allen ihren Leistungen durch sociale Anerkennung aufgemuntert und gefördert und durch die Erfindungen der Wissenschaft erleichtert wird. Dies fehlte dem Altertum, weil in demselben die Idee der Freiheit nicht zu vollem Bewufstsein gelangt war. Man rifs die bürgerliche Arbeit von der geistigen los und bürdete sie einer standlosen Klasse von Menschen auf, denen man als beseelten Maschinen keine freie Individualität zuerkannte.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der dritte Abschnitt führt die Überschrift „Von der äufseren Religion und der Kunst". Als äufsere Religion werden die gottesdienstlichen Gebräuche bezeichnet, an deren Ausübung die Kunst sich entwickelt hat. Die Darstellung geht ein auf Priestertum, Tempel, Feste, Orakel, Zeichendeutung, Mysterien. Dann folgt die Betrachtung der bildenden Künste, welche, seit Heyne als Archäologie der Kunst bezeichnet, einen mit besonderem Eifer angebauten Teil der Altertumswissenschaft bildet. Endlich werden die Künste der Bewegung, Gymnastik, Orchestik, Musik, und die Künste des poetischen Vortrags, Rhapsodik, Chorik, Dramatik, behandelt. Interessant ist es, wie Böckh hier die in der einleitenden allgemeinen Altertumslehre gegebene Charakteristik des Gegensatzes der griechischen Kunst zur modernen im einzelnen ausführt. Jene Charakteristik lautet:

„Die specifische Eigentümlichkeit der griechischen Kunst ist ihre plastische Form; sie besteht darin, dafs alle künstlerischen Ideeen in festen, individuell abgerundeten, objektiven Gestalten dargestellt werden, welche die real gegebene Welt in verschönertem Abbild wiederspiegeln. Indem die individuellen Formen der Wirklichkeit klar in ihrer gesonderten Vielheit aufgefafst werden, tritt die Einheit des Kunstwerks um so einfacher hervor; und gerade bei dieser Einfachheit kann die Abrundung zum Ganzen und die Harmonie aller Teile vollkommener und wirksamer erreicht werden. Der Gegensatz des Plastischen ist das Romantische; denn es ist verkehrt, letzteres als Gegensatz zum Klassischen aufzustellen. Klassisch ist jede Vollendung der Kunst und der Bildung überhaupt; aber die klassische Kunst der Neuzeit, soweit sie nicht dem Muster der Alten folgt oder dadurch mittelbar beeinflufst wird, ist überwiegend romantisch. Sie geht darauf aus, das innere Leben des Gemüts aufzuschliefsen; die Einheit und Totalität, die sie erstrebt, ist die der Empfindung, die sie vielseitig anzurühren sucht. Daher wirkt sie durch eine universelle, umfassende Mannigfaltigkeit welche oft bis zur Überladung geht; die Harmonie der Teile ist nicht sinnenfällig, sondern ideal; die der realen Welt entnommenen Formen sind nicht fest begrenzt, sondern werden mit einer ins Unendliche strebenden Freiheit der Phantasie zusammengefügt; ihre Umrisse verschwimmen daher oft ins Nebelhafte. Da der plastische Charakter in der Plastik selbst normal ist, haben die Alten in dieser auch das Höchste erreicht und für alle Zeiten unübertreffliche Muster geschaffen. Dagegen fehlte der antiken Malerei die romantische Fernsicht; alles erscheint in unmittelbarer greifbarer Nähe, oft reliefartig. Am meisten aber steht gegen die Neuzeit die antike Musik zurück, weil die Musik von allen Künsten am wenigsten Plasticität zuläfst; sie war bei den Griechen in strenge rhythmische Form gebannt, während sie sich bei uns in freier Gestaltung bewegt. In der Poesie ist das Epos, die objektivste Gattung, von den Griechen ebenfalls in der vollkommensten Reinheit des Stils ausgebildet; das moderne Epos hat dagegen eine lyrische Färbung, was sich auch äufserlich in der Anwendung der Strophenform zeigt. In der Lyrik fehlt den Alten der romantische Farbenglanz, das phantastische Spiel der Empfindung und der Töne, die Melodie des Reimes und der Assonanz; selbst in dieser subjektivsten Gattung der Poesie, die sich dem Modernen am meisten nähert, haben die Anschauungen noch eine plastische Klarheit, wenn dieselbe auch bedeutend geringer als im Epos ist. In höchster Vollendung aber erscheint der plastische Charakter in der Tragödie. Die Einfachheit der enggeschlossenen Handlung läfst die Einheit derselben energisch hervortreten; selbst die Unterbrechung durch den Scenenwechsel wird möglichst vermieden, so dafs die Unmittelbarkeit der Anschauung durch die Einheit des Orts und der Zeit noch erhöht wurde. Alle Mittel aber zur Erreichung des dramatischen Zwecks: Musik, Tanz, Scenerie, Vortrag, Sprache und Gedanken waren so harmonisch verbunden, dafs sich nichts Vollkommneres denken läfst."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So hat Böckh eine Grundlage zu geschichtlicher Kunstbetrachtung gelegt, verwandten Sinnes mit Winkelmann, Schiller, A. W. v. Schlegel, W. v. Humboldt, aber umfassender und auf eingehendste Kenntnis der griechischen Kunstwerke gegründet. Scharf bezeichnet er die Grenzen, welche der griechischen Kunst durch die Eigentümlichkeit des Volksgeistes gesteckt waren; keineswegs soll sie als unübertreffliches Vorbild die moderne Entwickelung beherrschen, aber sie darf dem denkenden Künstler nicht fremd sein, gleichwie die Kunst des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts noch immer sowohl zur Lehre dient als auch ihre innerlich anregende Kraft bewährt. Die Philologie aber übt, wie Ernst Curtius im Sinne Böckhs ausgesprochen hat, das Mittleramt; sie giebt der Kunstbetrachtung ebenso wie der Staats-, Rechts- und Wirtschaftslehre die Grundlagen geschichtlicher Betrachtung, indem sie das geistige Band der verschiedenen Richtungen, die Sprache, in besondere Pflege nimmt.

Diese hohe Bedeutung der Philologie zeigt sich ganz besonders in dem vierten Abschnitt des Böckhschen Systems, der die stolze Überschrift trägt: „Von dem gesamten Wissen des klassischen Altertums.“ Es ist nicht möglich, die Gesamtheit dessen, was der Menschengeist in jenen frühen Jahrhunderten erfafst und erkannt hat, in ein Buch zusammen zu drängen, aber die Möglichkeit, es zu überschauen, wird durch die von Böckh gesetzten fünf Abteilungen gegeben:

1. Mythologie: Darstellung des Ideenstoffs in seinen Keimen.
2. Geschichte der Philosophie: Darstellung des Ideenstoffs in seiner einheitlichen Entfaltung.
3. Geschichte der Einzelwissenschaften: Darstellung des Ideenstoffs in seiner Vereinzelung.
4. Litteraturgeschichte: Darstellung der Verbindung von Ideenstoff und Sprachform.
5. Sprachgeschichte oder historische Grammatik: Darstellung der Form des Wissens an sich.

In der Mythologie giebt die innere Religion sich kund; im Mythos „wird das Göttliche enthusiastisch durch das Gefühl ergriffen. Der objektive Grund der Religion ist der göttliche Geist in der Natur und im Menschen, der subjektive das Gefühl der eigenen Ohnmacht des Menschen in seiner Unzulänglichkeit, also seiner Abhängigkeit von einem Höheren. Dies Gefühl stellt sich in Furcht und Liebe dar, welche Symptome der enthusiastischen Gemütserregung sind. Denn Furcht ist der Schauer des Unendlichen und Liebe die Versenkung in das Unendliche, indem man sich mit ihm identificirt.“ Mit der Bewegung des Gemüts verbindet sich aber das Streben nach Erkenntnis sowohl der Natur wie des ethischen Lebens; die waltenden Kräfte werden als Personen aufgefafst, und was sich äufserlich begeben oder innerlich im Geiste des Volks ereignet hat, wird als Handlung oder Schicksal dieser mythischen Götter oder Halbgötter dargestellt. Die Mythen erleiden mancherlei Umgestaltung und verlieren oft ihren ursprünglichen Sinn; sie begleiten aber als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unvollkommene Religion (S. 272 f.) das klassische Altertum und besonders seine Dicht- und Bildwerke durch alle Jahrhunderte bis zum Zerfall des Heidentums.

Aus der mythologischen Anschauung, in welcher die Phantasie überwiegt, erhebt sich allmählich das begriffliche Wissen, die Philosophie. „Platon und Aristoteles haben als Anfang der Philosophie das Staunen bezeichnet, weil darin das Gefühl der Unwissenheit liegt, wodurch die Wifsbegierde erzeugt wird. . . . Allein die Wissenschaft ist nie vollendet; die fortschreitende Erkenntnis eröffnet dem staunenden Auge des Forschers eine Unendlichkeit von Problemen, welche der Wifsbegierde immer neue Nahrung geben. Die göttliche Weisheit ist die absolute Erkenntnis der Wahrheit, die menschliche Wissenschaft dagegen nur das nie endende Streben nach jener Erkenntnis. Dies haben die Alten durch den Namen der Philosophie ausgedrückt, der von Pythagoras herzurühren scheint.“ Die Geschichte der Philosophie zeigt die Entwickelungsstufen dieses Strebens in ihrem durchgehenden Zusammenhang. „Ein Philologe ist berufen, die Geschichte der Philosophie zu bearbeiten, sofern er fähig ist die philosophischen Ideen aufzufassen, und ein Philosoph kann die Geschichte seiner Wissenschaft nur rekonstruiren, wenn er philologisch durchgebildet ist.“ Besonders verweilt Böckh bei Platons idealistischer Lehre, die er auch nach seinen früher erwähnten ersten Schriften mehrfach im einzelnen behandelt hat. Als umfangreichere Schrift ist zu erwähnen: Philolaos des Pythagoreers Lehren, 1819.

In der Geschichte der Einzelwissenschaften steht die Mathematik voran, „welche die Spekulation mit der Erfahrung vermittelt,“ von den Griechen aus einfachen Anfängen bis zu Höhepunkten entwickelt, welche durch die Namen Apollonios von Perga und Diophantos bezeichnet sind. Ihr schliefst sich die Astronomie an, vertreten durch Hipparchos und Ptolemäos. Es folgen die beschreibende Naturwissenschaft (Aristoteles und Theophrast), die Medizin (Hippokrates, Galenos), die von den Römern zu hoher Vollkommenheit ausgebildete Rechtswissenschaft, die Rhetorik, die Grammatik.

Die Litteraturgeschichte, welche die Sprachwerke nicht nach ihrem Inhalt, sondern von der ästhetischen Seite als Kunstwerke betrachtet, unterscheidet vor allem die Stilgattungen, in der Poesie: Epos, Lyrik, Drama, in der Prosa: historische, philosophische, rhetorische Darstellung. Die griechische Litteratur hat diese Stilgattungen in geschichtlicher Zeitfolge gesetzmäfsig nach einander entwickelt; dies wird im einzelnen dargelegt mit feiner Charakteristik der hauptsächlichsten Vertreter, namentlich der drei attischen Tragiker, ferner des Thukydides, Platon, Demosthenes. Auch die römische Litteratur wird eingehend betrachtet; sie zeigt, so sehr auch die Nachahmung des Griechischen hervortritt, den eigentümlich römischen Geist, besonders in Ennius, Horaz, Tacitus. Böckhs specielle Studien waren, neben Pindar und Platon, besonders auf Sophokles gerichtet. Als die Wiederbelebung der antiken Tragödie auf unserer Bühne durch die Aufführung der Antigone mit Mendelssohns Musik 1841 in glücklicher Weise begann, nahm er lebhaften Anteil daran und veröffentlichte 1843 eine neue Übersetzung dieser Tragödie; er fügte seiner Ausgabe, welche dem kritisch festgestellten Text die Übersetzung gegenüberstellt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwei bereits früher verfafste Abhandlungen hinzu, die für das Verständnis der Tragödie von grofser Bedeutung sind.

Den Anhang zur Litteraturgeschichte bildet die Epigraphik, die Anweisung zur Inschriftenkunde, ein Gebiet, auf welchem Böckh zu unbestrittener Meisterschaft gelangt war. Die Bedeutung der Inschriften fafst er in folgenden Worten zusammen: „Sie sind die zuverlässigsten Quellen für die Kenntnis des gesamten antiken Lebens; sie sind der Codex diplomaticus der Staatsaltertümer, geben wichtige Aufschlüsse über die Verhältnisse des Privatlebens, erläutern den Sinn der Kunstdenkmäler, gewähren einen unmittelbaren Einblick in die mannigfaltigen Formen des Kultus, und sind in höchster Instanz entscheidend für die Geschichte der Sprache und Schrift, da sie die verschiedenen Entwickelungsstufen derselben vergegenwärtigen."

Den Schlufs bildet die „Geschichte der Sprache", d. h. die Grammatik in umfassendem Sinne, welche die „Sprache historisch konstruiert und nicht blofs einen festen Typus derselben liefert, der entweder fingiert ist oder nur einer bestimmten Entwicklungsstufe entspricht". Am Anfang des Böckhschen Systems erscheint die Grammatik als notwendiges Mittel der Hermeneutik; in ihrer idealen Vollendung tritt sie am Schlufs auf. Indem sie „die Form des Wissens an sich betrachtet, zergliedert sie dieselbe bis in die letzten Bestandteile, welche das Feinste und zugleich das Universellste in der Erkenntnis der Nationen sind. Denn wie die Welt sich in der Erkenntnis spiegelt, so spiegelt sich die gesamte Erkenntnis noch einmal in der Sprache. In dieser wird sich der Geist seines eigensten Wesens bewufst, und sie enthält daher die allgemeinste Wissenschaft des ganzen Volkes. Daher ist die Grammatik, wie Novalis sagt, die wahre Dynamik des Geisterreiches, zugleich transcendental und empirisch, und es ist somit gerechtfertigt, dafs wir in ihr den Schlufsstein des Wissens für die Philologie erblicken, entsprechend der Stellung, welche Platon in der Philosophie der Dialektik anweist." Zuerst wird Ursprung und Wesen der Sprache betrachtet, dann die Gliederung der Sprachstämme, dann die Lautgesetze, die Entwickelung der Schrift, die Wortbildung, die Abwandlung der Formen (Flexion), der Satzbau, der Stil, zuletzt der Versbau (Metrik). Für die Metrik hat Böckh in seiner Bearbeitung der Versmafse Pindars Grofses geleistet; zur Kenntnis der griechischen Dialekte hat er an vielen Stellen des Corpus Inscriptionum Beiträge gegeben; in den übrigen Teilen der Grammatik hat er sich auf gelegentliche wertvolle Bemerkungen beschränkt, den Ausbau des Systems anderen überlassen.

Die Aufstellung dieses ideenreichen Lehrgebäudes der Altertumswissenschaft war ein grofses Verdienst, zunächst um die Förderung dieser Wissenschaft, deren mannigfaltige Gebiete zum Nutzen der Einzelforschung klargelegt wurden, dann aber auch um die Feststellung ihres hohen Wertes für das ganze Reich des Erkennens Aller Wissenschaften Anfänge liegen im klassischen Altertum; manche, z. B. die Philosophie, sind in ihm schon zu hoher Vollendung gelangt; dasselbe gilt von der Dichtkunst und der bildenden Kunst; endlich war das Staats- und Wirtschaftsleben jener Zeit so aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebildet, dafs es bei der Beurteilung dessen, was spätere Jahrhunderte auf diesen grofsen Gebieten geleistet haben, in Betracht gezogen werden mufs. Die Unvollkommenheit des Mittelalters in Wissenschaft, Kunst, Staat und Wirtschaft ist nur mit Hilfe erneuter Kenntnis des Altertums überwunden worden, und was die neueren Jahrhunderte erstrebt und erreicht haben, bewährt sich am besten durch Vergleich mit dem Altertum, zumal da die fortschreitende Aufhellung desselben immer Neues zu Tage fördert, was von dem Reichtum seiner Kultur zeugt. Nun ist allerdings für die Einführung in diese Erkenntnis, für unsér höheres Schulwesen, die Schwierigkeit entstanden, wie der aus dem grofsen Aufschwung der Neuzeit zuströmende Stoff mit dem, welchen die vorchristlichen Jahrhunderte bieten, fernerhin vereinigt werden könne. Man hat anerkannt, dafs nicht für jeden wissenschaftlichen Beruf die Kenntnis des Altertums als notwendige Vorbildung zu fordern ist. Aber dafs diese Kenntnis einen durch anderes nicht zu ersetzenden Vorzug giebt, ist unzweifelhaft, ebenso auch, dafs sie der Vertrautheit mit den klassischen Sprachen bedarf, um nicht oberflächlich zu sein. Ginge sie verloren, so würden die Quellen der Wissenschaft verschüttet, der geistige Gesichtskreis verengt, das ideale Streben der gröfsten Männer unseres eignen Volks nicht mehr verstanden werden. Böckh hat in der Einleitung seiner Encyklopädie sich auch über den Nutzen der klassischen Philologie für den Schulunterricht ausgesprochen. Er sagt, formale Geistesbildung könne man auch aus der Beschäftigung mit anderen Wissenschaften gewinnen, aber als Quelle für den Inhalt unseres Wissens sei das Altertum nicht zu entbehren; auch habe die Beschäftigung mit ihm hohen moralischen Wert, denn „überall giebt das Altertum rein menschliche, vorurteilsfreie, geistige, von dem αἰσχρόν (dem Häfslichen) entfernte Ansichten und macht den Menschen frei und frei gesinnt.“ Er schliefst seine Ausführung also: „Mit den Werken werden zugleich die Gedanken eingesogen, die das geistige Eigentum aller gebildeten Völker und von den Alten auf uns vererbt sind, die Grundansichten der gebildeten Menschheit überhaupt; die Mängel sind freilich abzustreifen. Wer da glaubt, dafs wir nach Erlangung einer mäfsigen, einigermafsen selbständigen Bildung nun die Alten, durch deren Hilfe wir sie erlangt haben, entbehren könnten, der glaubt, wenn man das Dach gebaut habe, könne man die Fundamente ohne Not vernachlässigen.“

Nachdem wir aus Böckhs Schriften und Vorlesungen eine Übersicht über das Reich der Wissenschaft, in welchem er wie ein Herrscher waltete, gewonnen haben, bleibt noch seine Beteiligung an dem geistigen und politischen Leben seiner Zeit zu betrachten. Hier wird die noch fehlende Biographie besonders vermifst; wir können das einzelne nicht erkennen, aber die Hauptsachen treten doch deutlich hervor in seinen öffentlichen Reden, die in den ersten drei Bänden seiner „Kleinen Schriften“ gesammelt vorliegen. Als erwählter Sprecher der Berliner Universität hat er fünfzig Jahre lang, von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1812 bis 1862, bei öffentlicher Festfeier, zumeist am Geburtstage des Königs, Zeugnis abgelegt von der Zugehörigkeit der Universität zum preufsischen Staate und zum deutschen Geistesleben. Ebenso hat er bei Festversammlungen der Akademie der Wissenschaften öfters das Wort ergriffen, um darzulegen, dafs die forschende Thätigkeit der Beziehung zum öffentlichen Leben nicht entbehren könne. Nach siegreicher Beendigung des Freiheitskampfes gegen die französische Übermacht war dem preufsischen Staate eine Zeit ruhiger Entwickelung beschieden, doch fehlte es nicht an inneren Kämpfen, bei denen auch die Verhältnisse der Universitäten und das Recht der wissenschaftlichen Forschung mit in Frage kamen. Bei solchen Anlässen ist er mutig und besonnen für die Sache der Wissenschaft eingetreten, überzeugt, dafs ohne Freiheit der Wissenschaft das Staatswohl nicht gedeihen werde. Aber auch in ganz friedlichen Zeiten wufste er das, was für die Gegenwart wichtig war, in lehrreichen Zusammenhang mit den Überlieferungen der Vorzeit zu bringen, so dafs die Reden, in der Grundlage des Inhalts einander verwandt, doch immer wieder Neues und Bedeutendes bringen. Vergleicht man sie mit anderen akademischen Reden aus jüngerer Zeit, so fällt wohl die reichliche Ausführung dessen auf, was zum Preise des Königs und seines Hauses gesagt ist; doch das ist in der Sitte der Zeit begründet und war vielleicht notwendig, um den besonderen Absichten des Redners die Wege zu ebnen; immer ist es mit Feinheit und Geistesfreiheit ausgeführt. Eine Übersicht der Böckhschen Reden bietet daher, auch wenn sie den reichen Inhalt keineswegs erschöpft, mannigfaches Interesse. Bis 1847 redete er in der Universität lateinisch, von da an in deutscher Sprache: beides mit Meisterschaft, wie die im Anhang mitgeteilten Proben zeigen. Besonders sei auf die lateinischen Reden hingewiesen; möchte das Verständnis solcher Reden bei denen, welche auf höhere Bildung Anspruch machen, nicht verloren gehen; sie haben ihre Berechtigung und ihren eigentümlichen Reiz.

Die erste Rede, am 3. August 1812 gehalten, lenkte in trüber Zeit die Blicke von der Gegenwart hinweg auf das Altertum. Sie handelte, anknüpfend an die für Preufsen so wichtige Gesetzgebung der letzten Jahre, von Sparta und Athen als Vorbildern gesetzlich geordneter Staaten, schlofs aber mit dem Hinweis darauf, dafs das Vaterland seine Hoffnung auf die studierende Jugend setze. Die zweite Rede, am 3. August 1814, gab der Freude über die Befreiung des Vaterlandes lebhaften und tiefgefühlten Ausdruck, indem sie hervorhob, dafs damit auch das Heil der Wissenschaft verknüpft sei.[1]) Die dritte Rede, am 3. August 1816, führte in beruhigter Zeit das Lebensbild eines um die Wissenschaft verdienten Hohenzollernfürsten, des Herzogs Albrecht von Preufsen, Stifters der Universität Königsberg, vor Augen. Am 26. April 1817, bei der Einweihung des in Berlin für die Universität würdig hergerichteten Gebäudes, welches früher Palast des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs d. Gr., gewesen war, redete Böckh über Zweck und Geist des Universitätsunterrichts: Die Wissenschaft werde um ihrer selbst willen, nicht zu

[1]) S. Anhang 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

äufserem Nutzen gelehrt, gerade dadurch sei sie eine Stütze religiöser Gesinnung und sittlicher Tugend; sie könne aber ohne Freiheit des Lernens, der Forschung und auch des äufseren Lebens nicht gedeihen.[1]) Am 3. August 1817 gab die bevorstehende Jubelfeier der Reformation Anlafs darzulegen, was die Wissenschaft zur Kirchenverbesserung beigetragen habe, und was sie wiederum derselben verdanke; in letzterer Beziehung wurde die Befreiung vom Aberglauben und vom Zwange willkürlicher Menschensatzung hervorgehoben: dadurch seien die wissenschaftlichen Erfolge der neueren Zeit möglich geworden. Die durch Aberglauben entstellte Religion sei der Geistesbildung feindlich; wahre Frömmigkeit lasse sich von der richtigen Erkenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge nicht trennen. Die am 3. August 1818 gehaltene Rede erwähnte im Eingang die Mifsgunst, welche infolge des auf der Wartburg gefeierten Reformationsfestes gegen die Universitäten entstanden sei. Schon war das Gerücht verbreitet, die junge Berliner Universität solle aufgehoben oder verlegt werden: dem stellte die Rede das Vertrauen auf die weise Beständigkeit ihres königlichen Gründers, Friedrich Wilhelms III., entgegen und entwickelte dann den Nutzen der Wissenschaft für den Staat; hauptsächlich sei es ein idealer, indem sie bewirke, dafs der Staat nicht erstarre oder erschlaffe, sondern zu immer gröfserer Vollkommenheit fortschreite; das habe Preufsen an sich erfahren und sei auch ferner darauf angewiesen, durch geistige Kraft zu ersetzen, was ihm an äufseren Mitteln fehle.

Inzwischen wurde die Ungunst der Zeiten immer fühlbarer, der hemmende Einfluſs der russischen und der österreichischen Politik auf die Entwickelung Deutschlands und Preufsens trat immer mehr hervor. In Preufsen wurde das Turnen verboten; es begannen die Demagogenverfolgungen, besonders gegen Professoren und Studenten gerichtet. Böckh redete am 3. August 1819 über das Thema: Wie vollkommene menschliche Bildung zu erreichen sei (De homine ad humanitatem perfectam conformando), und wies im Gegensatz zu der im Altertum erreichten Höhe freimütig auf Mängel der neueren Zeit hin: die Pflege der Muttersprache sei lange vernachlässigt worden, und wenn neuerdings die Dichtkunst sich herrlich entfaltet habe, so seien Geschichtschreibung und Beredsamkeit durch die Enge der politischen Verhältnisse noch gehemmt; aufserdem werde die grofse Wichtigkeit der körperlichen Übungen wegen politischer Besorgnisse verkannt. Er schlofs mit dem warnenden Zuruf, die Räte des Königs möchten Zwietracht abwehren und üble Ratschläge fernhalten.[2])

Infolge der zu Karlsbad von den leitenden Ministern der deutschen Staaten unter Metternichs Vorsitz gefafsten Beschlüsse verkündete der deutsche Bundestag am 20. September 1819 strenge Mafsregeln: Censur für alle Druckschriften unter zwanzig Bogen, Beaufsichtigung der Universitäten durch Regierungsbevollmächtigte, Verbot der deutschen Burschenschaft und geheimer Verbindungen, Einsetzung einer Central-Untersuchungskommission über

---

[1]) S. Anhang 2.
[2]) S. Anhang 3.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

demagogische Umtriebe. Viele einzelne wurden nun mit harten Strafen getroffen; besonders bedrohlich aber erschienen in Berlin die von dem für die dortige Universität ernannten Regierungsbevollmächtigten, Staatsrat Schultz, geplanten allgemeinen Maßregeln zur Neugestaltung der Universitäten. Er erstattete im Februar 1821 im Namen einer vom Könige eingesetzten Kommission einen Bericht über den Zustand des Schul- und Erziehungswesens in Preußen. Darin wurde das seit 1809 herrschende System, welches von Fichte und Schleiermacher ausgegangen sei, als Grund eines immer weiter um sich greifenden moralischen Verderbens bezeichnet und als Hauptpunkt der Verbesserung Unterordnung der Schulen unter die Kirche gefordert, ferner „strengste Bevormundung der eine selbständige Gesetzgebung und Verwaltung sich anmaßenden Universitäten, auf welchen die theologische Fakultät vor allem wieder einen unerschütterlichen Mittelpunkt der Lehre erhalten, die philosophische dagegen nur als vorbereitend gelten und unter die übrigen in eigenen Unterabteilungen zerfallen müsse.“ [1]) Aber es gelang dem Unterrichtsminister v. Altenstein und seinem bewährten Ministerialrat Johannes Schulze, der mit Böckh seit ihrer gemeinsamen Studienzeit in Halle nahe befreundet war, so weitgehende Vorschläge abzuwenden; der König erkannte, daß die Grundsätze der preußischen Schulverwaltung gut seien, daß strenges Verfahren gegen die Ausschreitungen einzelner genüge, daß die Universitäten ohne ein gewisses Maß freier Bewegung ihre hohe Aufgabe nicht erfüllen könnten. Der Staatsrat Schultz wurde 1824 seines Amtes entlassen, sein Nachfolger v. Beckedorf trat zu der Berliner Universität in ein viel freundlicheres Verhältnis; nach dessen Rücktritt 1827 wurde für diese Hochschule kein besonderer Bevollmächtigter mehr ernannt.[2])

Böckhs Rede vom 3. August 1820 wahrte das Recht der Universitäten auf das würdigste. Er wies sowohl aus ihrer Geschichte wie aus ihrem Verhältnis zu anderen jetzt bestehenden Bildungsanstalten nach, daß ihre Bestimmung nicht sei, künftige Staatsdiener zu bilden, sondern die Wissenschaften zu lehren; deshalb seien sie reichlich mit allerlei Sammlungen und Instituten ausgestattet. Besondere Einrichtungen seien vom Staate getroffen, um geeignete junge Männer nach beendeten Universitätsstudien für den Staatsdienst auszubilden, aber die Universitäten pflege er aus demselben Grunde wie die Kirche, um die höchsten menschlichen Güter nicht dem Zufall und der Vernachlässigung preiszugeben. Der Staat habe erkannt, daß die auf Universitäten gebildeten ihm am besten dienten, darin liege eine ehrenvolle Anerkennung für beide Teile, aber der Staat müsse verhüten, daß die Universitäten Schaden litten; in Preußen sei man, Dank dem Wohlwollen des Königs, schon in den Hafen gelangt.[3]) Die Rede von 1821 ging auf das Unerfreuliche der Gegenwart nicht wiederum ein; sie handelte von Perikles

[1]) Aus den Akten des preußischen Kultusministeriums mitgeteilt von C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit (1889), S. 329.

[2]) Vgl. Böckhs Rückblick auf diese Vorgänge in der 1847 gehaltenen Gedächtnisrede auf Friedrich Wilhelm III., Kl. Schriften 2, 14.

[3]) S. Anhang 4.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als Beförderer der Künste und Wissenschaften in einem mächtigen und freien Staate und knüpfte daran das Lob Friedrich Wilhelms III. mit Hinweis auf die Gründung des Museums in Berlin. Am 3. August 1822 redete Böckh über Wesen und Nutzen der Altertumswissenschaft, am 3. August 1823 über die Tugenden der Gelehrten; der falschen Richtung derjenigen, welche nach Art der Sophisten ihr Streben auf Ansehn und Ehre richten, stellte er das aufrichtige Erforschen und Verkünden der Wahrheit entgegen. Die Rede von 1824, De vegeta et valida scientia, trat wiederum mit eindringlichen Worten für die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre ein, indem sie das lebendige und kräftige Wissen der geisttötenden Überlieferung vorgeschriebener Lehrsätze entgegenstellte und das eifrige Streben der Staatsmänner des Altertums nach wissenschaftlicher Ausbildung den Staatsmännern der Neuzeit als Spiegel vorhielt.[1])

Die ferneren Reden aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. erörtern meist in ruhiger Betrachtung von verschiedenen Gesichtspunkten aus die Vorzüge eines wohlgeordneten, auf die Pflege geistiger Güter gerichteten Staatswesens. Böckh redete 1827 über das Wesen des königlichen Berufs, 1828 über das Verhältnis des Staats zu den Wissenschaften, 1830 über die Pflege der Kunst; 1831 knüpfte er an den Umblick auf die neuesten Erschütterungen der europäischen Staaten eine Betrachtung über die gegenseitige Zuneigung, die zwischen Fürst und Volk bestehen müsse und in Preufsen bestehe. Im folgenden Jahre sprach er über die Bedeutung des öffentlichen Unterrichts für die Erhaltung und Förderung sittlicher Tüchtigkeit. Zu einer scharfen Abwehr sah er sich 1834 veranlafst, als nochmals Beschlüsse des Bundestages zur Überwachung der Universitäten von Wien aus ins Werk gesetzt wurden und nochmals Demagogenverfolgungen begannen; seine Rede handelte von dem, was Friedrich Wilhelm III. für die Universität Berlin als ihr Gründer und Erhalter gethan habe, und sprach die Zuversicht aus, dafs gehässige Anschuldigungen und Vergehungen einzelner den wissenschaftlichen Anstalten Preufsens nicht zum Nachteil gereichen würden.

Dem Danke dafür, dafs die Wissenschaft wie das bürgerliche Leben in Preufsen sich frei entfalten könne, gab die Rede von 1837 Ausdruck. Als am Ende dieses Jahres sieben Göttinger Professoren vertrieben wurden, weil sie die von König Ernst August verfügte Aufhebung der im Königreich Hannover bestehenden Verfassung nicht anerkennen wollten, hielt Böckh es für seine Pflicht, in der Gedächtnisrede auf Friedrich den Grofsen, welche er in deutscher Sprache am 25. Januar 1838 in der Akademie der Wissenschaften hielt, hinzuweisen auf den „Sokratischen Mut, mit welchem der Gelehrte auf jedem Gebiet des Erkennens ohne Menschenfurcht seine Einsicht vertreten soll, weil er einen gröfseren Schaden nicht erleiden kann, als welchen er durch Lüge an seiner Seele erleiden würde.“ Er schlofs die Rede mit den Worten zum Preise Friedrichs: „Er hatte das Geschick und die Bestimmung dieses Reiches begriffen, durch Kühnheit des Gedankens nicht minder als der That zu wachsen und zu bestehen, und wie Pallas streitbar zu sein mit beiden.

[1]) S. Anhang 5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mögen beide, wie unter seiner Führung, verbündet ein Ziel verfolgen und niemals sich die Eintracht auflösen zwischen der Macht, welche auf die Waffen gegründet ist, und der langsam, aber weit hinaus wirkenden Macht einer lebendigen Erkenntnis!“ Die am 27. Juni 1840 gehaltene Gedächtnisrede auf Friedrich Wilhelm III. hob hervor, dafs unter ihm, dem mit soviel persönlichen Tugenden geschmückten Vater des Vaterlandes, sich jene Eintracht bewährt habe; das beweise sowohl die grofse Zeit des Freiheitskrieges als die folgende Friedenszeit, in welcher die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht mit umfassender Fürsorge für das Unterrichtswesen Hand in Hand ging. Der Schlufs dieser Rede wies auf den Regierungsantritt des Nachfolgers hin, welcher die Wohlthaten des Vaters fortsetzen werde, indem er erkenne, was die neue Regierung und neue Zeiten fordern: dies deutete auf den Wunsch vieler patriotischer Männer, der bisher hatte zurückstehen müssen, Einführung einer freieren Staatsverfassung mit bestimmten Rechten der Volksvertretung. Offen ausgesprochen wurde dieser Wunsch in der am 15. Oktober 1841 gehaltenen Rede, welche den König Friedrich Wilhelm IV. als den hochsinnigen Fortsetzer der für das Staatswohl unablässig sorgenden Thätigkeit seines Vaters begrüfste. Die Rede von 1842 hob die deutsche Gesinnung des Königs hervor, wie sie bei dem Brandunglück in Hamburg und bei dem Wiederbeginn des Dombaus in Köln sich bekundet habe, und erörterte dann die auf bürgerliche Freiheit gegründete Vaterlandsliebe als Grundlage der dem König von seinen Unterthanen entgegenzubringenden Liebe. Inzwischen aber hatte sich gezeigt, dafs wiederum, wie in den Jahren 1817—24, ein geistiger Kampf um die höchsten Güter des Staates durchgefochten werden müsse. Der König ging auf die Wünsche politischer Neugestaltung nur zögernd ein, indem er zwar die vereinigten Ausschüsse der Provinzialstände zu Beratungen nach Berlin berief, aber einer aus erweitertem Wahlrecht hervorgehenden Volksvertretung und einer schriftlichen Verfassung sich abgeneigt zeigte. Aufserdem trat sein ernstes Streben, die religiöse Gesinnung im Volke zu beleben und christliche Frömmigkeit zu fördern, in Gegensatz zu manchen freieren Richtungen der Wissenschaft. Die Gelehrten aber hielten zumeist daran fest, dafs die Wissenschaft aus sich selbst heraus die Kraft der Abwehr des Falschen und der Weiterentwickelung bewähren müsse; sie verkannten die hohe Aufgabe der Kirche nicht, aber sie bekämpften den wachsenden Einflufs einer streng kirchlichen Partei auf das Staatswesen und sahen in den Anordnungen des Unterrichtsministers K. F. Eichhorn einen Angriff auf die den Universitäten gebührende Lehrfreiheit. Gleichwie Burdach und Lobeck in Königsberg, Ritschl und Dahlmann in Bonn,[1]) erhob auch Böckh seine Stimme in öffentlicher Rede für die Universitäten, und wiederum gelang es den durch Einsicht und sittliche Tüchtigkeit ausgezeichneten Männern, das hohe Gut geistiger Freiheit zu wahren. Böckhs Rede am 15. Oktober 1843 handelte davon, wie weit die Gesinnung des Fürsten auf das Gedeihen der Wissenschaft fördernden Einflufs üben könne; sie wies an der Schrift Friedrichs d. Gr.

[1]) Ribbeck, F. W. Ritschl 2, 139 ff. Springer, Dahlmann 2, 130 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über die deutsche Litteratur nach, dafs dieser grofse König keine bindenden Vorschriften für das sich selbständig entwickelnde geistige Leben gegeben, sondern nur seine rege Teilnahme dafür bekundet habe: dieselbe Gesinnung hege auch Friedrich Wilhelm IV. als Freund und Kenner der Wissenschaften. In scharfen Worten wendete sich die Rede von 1846 sowohl gegen die, welche den Wert der Wissenschaften nur nach dem äufseren Nutzen bemessen, als auch gegen die, welche die Erkenntnis in die Grenzen des christlichen Glaubens einschliefsen wollen (qui eruditionem finibus Christianae fidei contineri volunt): damit war die kirchliche Partei gemeint, die unter den Professoren der Berliner Universität zwei hervorragende Vertreter hatte, den Theologen Hengstenberg und den Juristen Stahl. Böckh erinnerte diese Strenggläubigen daran, dafs die Reformation durch nichts mehr gefördert sei als durch das wiedererwachte Studium des Altertums, dafs der König mit weisem Plan das Grofse und Schöne aus allen Zeiten in den Sammlungen des Neuen Museums vereinige, dafs Deutschland weder die Altertumsstudien noch die Philosophie anderen Nationen zur Pflege überlassen werde.

Im folgenden Jahre begrüfste der Redner mit Freuden den Fortschritt im Staatsleben, der durch die Berufung des Vereinigten Landtags eingetreten war; er redete De reipublicae motu in der Zuversicht, Preufsen werde auch ferner in der inneren Bewegung, welche dem Staate heilsam sei, mafsvoll fortschreiten unter dem Schutze des über den Parteien stehenden Königtums. Um so mehr betrübte ihn der Aufruhr des Jahres 1848. Die am 15. Oktober dieses Jahres in deutscher Sprache gehaltene Rede beklagte in der Einleitung die „Kämpfe, Spaltungen und Zerwürfnisse, die eine tiefe und weite und kaum mehr auszufüllende Kluft gesprengt haben zwischen Fürsten und Völkern, welche früher durch ein wechselseitiges Band der Pietät verbunden waren oder verbunden schienen." Er redete unter der Voraussetzung, „dafs in den Herzen seiner Zuhörer die Pietät noch nicht erloschen sei, und dafs die Freunde, Lehrer und Jünger der Wissenschaft, welcher Farbe auch jeder einzelne angehöre, der Besonnenheit nicht entbehren", von der im Verfassungsstaate besonders zu erwartenden Pflege der Wissenschaften, hinweisend auf die Blüte Athens zur Zeit der gemäfsigten Demokratie, und nachdrücklich warnend vor der Ochlokratie, „in der alles Geistige vom Sinnlichen niedergedrückt wird." Die Rede von 1849 gab der Freude über die Herstellung verfassungsmäfsiger Staatsordnung in Preufsen und der Hoffnung, dafs nun auch die Einigung Deutschlands gelingen werde, beredten Ausdruck.[1]) Im folgenden Jahre mufste er klagen, dafs dem edlen Werke der Einigung so viel Schwierigkeiten und Hemmnisse fort und fort in den Weg gelegt würden; er erörterte dann die neuerdings über das Universitätswesen in Preufsen geführten Verhandlungen und schlofs mit dem Wunsche, es möge wissenschaftlicher Geist und reges wissenschaftliches Leben erhalten bleiben, „welches gegenwärtig um so notwendiger ist, da einerseits ernste Studien und reife Erkenntnis, seltene Ausnahmen abgerechnet, neben der Pflege des Sinnes für die

[1]) S. Anhang 7.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wahre Freiheit auch die politischen Leidenschaften zügeln, an welchen das Zeitalter krankt, und da auf der andern Seite in dieser trüben Lage des gemeinsamen Vaterlandes die deutsche Wissenschaft, wie oft so auch gegenwärtig, noch einmal die Rolle übernehmen muſs, aushilfsweise in sich die germanische Einheit darzustellen, welche politisch nicht hat verwirklicht werden können."

Es folgten stillere Jahre, in denen sich die endliche Erfüllung der nationalen Wünsche nur langsam vorbereitete. In Preuſsen muſste sich die neue Verfassung bewähren unter mancherlei Anfeindungen einer einflufsreichen Rückschrittspartei. Abermals versuchte kirchlicher Eifer auch die Universitäten in Abhängigkeit zu bringen, der Wissenschaft die Schranken der Glaubenslehre entgegenzustellen. Böckhs Rede am 15. Oktober 1853 führte in bewundernswerter, streng begrifflicher Darlegung den bereits in der Rede von 1846 aufgestellten Gedanken aus, dafs die wissenschaftliche Forschung ihrem eigensten Wesen nach frei sei auch gegenüber dem Positiven, d. h. dem was die Autorität des Staates und der Kirche als bindendes festgesetzt habe; sie sei ihm allerdings höchste Rücksicht und Achtung schuldig, aber Staat und Kirche sollten nicht auf die Gebiete übergreifen, auf welchen die Autorität keine Gültigkeit haben kann. Diese Rede[1]) ist wie ein Glaubensbekenntnis; sie zeigt die hohe und fromme Gesinnung des im Dienste der Wissenschaft bewährten Mannes, welcher der engherzigen Staatsweisheit und Theologie jener Tage furchtlos entgegentrat. Und so sind auch die Reden der folgenden Jahre voll hoher Weisheit. Sie betrachten den Beruf des Königtums, die gesetzliche Staatsordnung zu erhalten, die Gegensätze der Stände und Parteien zu versöhnen, dem Stillstand zu wehren und das Fortschreiten weise zu lenken, und ebenso den Beruf der Gelehrten, das einigende Band ihrer verschiedenen Richtungen zu bewahren und „im Geiste der Durchdringung von Idee und Erfahrung die Wissenschaft zu üben und zu lehren", damit Erkenntnis den Staat und das Volk durchdringe (Rede von 1855).

Die geistigen Kämpfe jener Jahre, an denen Böckh in solcher Weise sich beteiligte, sind für die Folgezeit von grofser Bedeutung gewesen. Die sich gegenüberstehenden Ansichten auf staatlichem, kirchlichem, wissenschaftlichem Gebiet gelangten allmählich zu einer gewissen Ausgleichung, die für Deutschlands ferneres Gedeihen notwendig war. Christliche Gesinnung erschien nicht mehr unvereinbar mit freier wissenschaftlicher Forschung, Festigkeit der Staatsordnung nicht mehr unvereinbar mit volkstümlichen Einrichtungen. Eine mittlere Richtung befestigte sich, in welcher die Spaltungen des Jahres 1848 geistig überwunden waren. Sie kam im preufsischen Staatsleben zum Ausdruck mit dem Eintritt der Regentschaft 1858; der bisher fühlbare Druck der Reaktion machte einer freieren Entfaltung Platz. Alsbald regten sich auch neue Hoffnungen für die Erfüllung von Preufsens deutschem Beruf. Böckh redete am 15. Oktober 1859 über Preufsens Stellung in dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands und wies am Schluss der Rede hin auf das

[1]) S. Anhang 8.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wort des Prinzregenten: „In Deutschland mufs Preufsen moralische Eroberungen machen.“ Bei der Schillerfeier am 11. November 1859 sprach er zu den Studenten herrliche Worte über die Pflege des idealen Sinnes.[1]) Am 15. Oktober 1860 war es ihm vergönnt bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Berliner Universität über die Zeitumstände, unter welchen sie gegründet, und den Geist, in welchem sie gestiftet wurde, aus persönlicher Erinnerung zu reden. Seine letzte Festrede hielt er am 22. März 1862. Er schlofs sie mit einem hoffnungsreichen Ausblick in die Zukunft: „So mögen wir vertrauen, dafs Preufsen neben allen Opfern, die seine Machtstellung erheischt, den alten Ruf der Sorge für Volksbildung und Wissenschaft unverkürzt behaupten werde und sich darin von keinem Staat werde überbieten lassen. Preufsen stützt sich seit langer Zeit auf die Kraft des Geistes wie auf die Macht der Waffen. Mögen dem erhabenen Könige auch niemals die Männer der Wissenschaft fehlen, die den Geist des Volkes nähren und heben und in Zeiten der Gefahr die Flamme der Liebe zum Vaterlande und zu dem angestammten Fürstenhause, wie vor einem halben Jahrhundert, zu entzünden bereit und befähigt sind.“

Es war dem edlen Manne, der gleich vielen anderen hervorragenden Deutschen aus freier Wahl in den preufsischen Staatsdienst getreten war und an der oft gehemmten, aber immer wieder aufstrebenden Entwickelung der deutschen Nation so lebhaften Anteil genommen hatte, noch vergönnt, die Erfolge des Jahres 1866 zu erleben, die preufsischen Siege, welche notwendig waren, damit das Deutsche Reich neu erstehen könne. Am 3. August 1867 machte ein sanfter Tod seinem arbeitsreichen und durch unvergängliche Früchte gesegneten Leben ein Ende. Was er geleistet hat, kann man nicht besser zusammenfassen, als es sein nächster Amtsgenosse Moriz Haupt gethan hat in den ehrenden Worten, die er bei der Feier von Böckhs fünfzigjährigem Doktorjubiläum am 15. März 1857 in zahlreicher Versammlung der Freunde, Schüler und Verehrer des Gefeierten ihm widmete:[2])

„In früher Jugend und mit jugendlichem Mute, aber mit der reifen Erwägung und dem festen Sinne eines Mannes hat er sich würdige und hohe Ziele gesetzt; den Jugendidealen und sich selbst treu hat er erreicht, was nur der seltensten Kraft zu erreichen möglich war. Er hat das Altertum in den bedeutendsten Gebieten mit der Fackel seines Geistes aufgehellt, die Forschung in neue Bahnen gelenkt, ihren Stoff gemehrt, ihre Regel gesichert; er vor anderen hat die Philologie aus abirrender Zerstreuung und untergeordneter Nutzbarkeit zu dem Recht und der Pflicht geschichtlicher Wissenschaft zurückgerufen. So grofses zu leisten ward ihm gewährt durch eine fast wunderbare Vereinigung reicher Gaben. Denn verbunden sind in ihm ausdauernde Geduld, die vor keiner Schwierigkeit mühevoller Untersuchungen ermüdet, und geniale Ahnung, die zu Entdeckungen führt; scharfer Blick für das Einzelne und Kleine, helle und umfassende Anschauung des Ganzen

[1]) S. Anhang 9.

[2]) Bericht von F. Ascherson, Jahrbücher für Philologie 1857, S. 258 und danach bei Belger Moriz Haupt als akademischer Lehrer, S. 64.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Grofsen; das reichste und sicherste historische Wissen, tiefer und klarer philosophischer Geist. So hat er die Meisterschaft sich schnell errungen, und sein Verdienst wird, solange deutsche Wissenschaft besteht, wirksam bleiben, sein Name in dankbarer Erinnerung dauern, wie heute Unzählige nah und fern seiner gedenken. Ihren freudigen Festgrufs bringt die Universität ihrem Altmeister dar, der fast seit ihrer Gründung eine ihrer ersten Zierden ist; dem Lehrer, um den Geschlecht auf Geschlecht sich geschart hat, der seinen Schülern nicht nur die Schätze der Wissenschaft lehrend und anregend aufthut, sondern auch vielen ein teilnehmender und fürsorgender Berater ist; dem Manne, dem nicht nur die Philologie als die Wissenschaft des antiken Lebens lebendig aufgegangen ist, sondern der auch unablässig teilnimmt an der Entwickelung, den Sorgen und Pflichten des gegenwärtigen Lebens; der in edler und feinsinniger Rede die Universität zu vertreten und mafsvoll und lichtvoll die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft zu wahren gewohnt ist; der besonnen und klar, klug und gewandt, in Leitung und Rat an dem gesamten Leben der Universität den regsten und dankenswertesten Anteil nimmt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anhang.

Aus Böckhs akademischen Festreden.

1. Aus der Rede vom 3. August 1814.

Preufsens und Deutschlands Erhebung zum Befreiungskriege.

Tum primum Germanorum virtutem velut e gravi somno experrectam vidimus, quum Friderici Guilelmi vocem iuventutis nobilissimae cohortes sacrae cum varia multitudine sequebantur voluntariae: avos atavosque ab inferis redisse diceres, quorum nostri exempla aemulabantur. O magnum populi bonum, quod in rerum a maioribus clare gestarum memoria est positum! Friderici Secundi magnitudo, imperii Borussici dignitas pristina, exercituum priorum fortitudo animis omnium obversabantur; illam gloriam quum sibi omnes recuperandam decrevissent, ut olim Spartani, ita pares his Borussici iuvenes avorum virtutem sese superaturos sunt polliciti, et steterunt promissis. Erant, auditores, qui Germanorum decus in eo ponerent, quod artibus excellerent litterisque, qui in his dulcem quaererent requietem libertatisque amissae solatium; quin erant qui exteris etiam nationibus narrarent Germanos ad agendum parum aptos, verum ad meditandum, ad philosophandum, ad variarum rerum cognitionem parandam esse unice natos, quique eos hoc nomine maxime praedicarent. O subdolos stolidosve laudatores Germanae virtutis! O vanam gloriolam litterarum, si libertas deest! Germanosne ea tenuisse consilia, id admisisse dedecus, ut in litteris acquiescerent, patriae et libertatis obliti? Non est ita, auditores, non est; sed docti aeque cum indoctis, vel magis etiam illi, saevam sentiebant necessitatem durissimo atrocissimoque domino parendi, neque tamen videbant quo pacto iugum excuterent e vinculisque expedirentur: at facultate data ii, qui litteris operam dabant, huius imprimis universitatis iuvenes, quin etiam doctores aliquot, quos nobis redditos fausta fortuna gratulamur, spreto qui hanc urbem tenebat Gallico milite inter primos arma ceperunt suoque exemplo commonstrarunt, quanto libertatis patriaeque amore animi flagrarent artibus bonis imbuti, et quanta esset Germanorum Borussorumque maxime virtus, qui ad disciplinas colendas natura propensi et ingeniorum luminibus clarissimis insignes ad proelia vitaeque pericula haud essent minus parati: similes prorsus admirandis illis ad Marathonem Salaminemque proeliatoribus, qui quum sub Persico tyranno eruditioni, qua omnibus mortalibus praestabant, in otio segni vacare possent, morti incertae malebant obviam ire quam certam pati servitutem.

Apage igitur ambiguam istam doctrinae laudem: arma perinde ac libri tractentur. Quid enim litterae valent in servitio? nisi forte ut Graeculorum instar victori generoso servi litterati officia praestes. Tolle patriam, tolle libertatem: litteris nervos exciderit. Nam in libertate litterae nobilissimos cient sensus, bona haec terrestria et fragilia postponere aeternis et nunquam perituris docent, a curis sordidis animum immortalem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

revocant, qui fons est magnorum facinorum: eaedem ubi oppressae serviunt, humiles serpere videas, quas Deus hominibus dedit ut eos erigerent; ad vilem tyrannorum assentationem delapsae quasi Gorgone adspecta torpent. . . . .

Ex illa populi et regis concordia praeclarissima tanta civium exstitit contentio, quantam nescio an nulla viderit aetas: ita omnes omnium ordinum homines conspirabant, ut quidquid sibi carissimum esset, regi patriaeque quisque offerrent, alii pecuniam aurum argentum, quod de multo supererat exiguum, alii sua et liberorum corpora, alii utrumque communi utilitati consecrantes; et quum aliis locis alioque tempore tributa penderentur aegre, aegrius etiam stipendia fierent, primum apud nos ordine rerum inverso plus multo collatum est quam poscebatur; adolescentuli scholis, filii parentibus, iuvenes sponsis, mariti uxoribus relictis postulabant militiam. Si qui aut valetudine aut muneribus publicis aut privatis incommodis impediebantur, quo minus nomina darent, haud aequo ferebant animo, quod sese summo honore, quem in patria defendenda censebant positum, privatos videbant. Neque tamen qui remansere, segnes fuerunt. Arma ceperat etiam domestica multitudo, nullo discrimine neque aetatum neque ordinum; iidem commeatui praebendo, sauciis fovendis operam navabant sedulo; feminae nobiles, dum aegrotos curant, invenerunt mortem, quam coram hoste oppetere per sexus debilitatem non nisi singulis licebat; nemo pacem exoptabat, ut tot tantisque liberaretur oneribus, nisi pace redderetur libertas imperiique dignitas firmitudo securitas. Et quid de exercitibus ducibusque dicam? Quorum merita laudes nullae exaequare, nulla praemia satis remunerari queunt. Quam eximia, quam magna erant ducum consilia; quae militum constantia in laboribus perferendis, quae fortitudo dimicantium, quae fiducia ante pugnam, quae modestia victoribus, quae mors per proelia! Animam exhalabant laeti, cum numinis divini praedicatione regem optimum venerantes.

Tantis vero contentionibus et nostris et sociorum respondit successus. Quot quantaeque hostium clades, quot milia captivorum, quot capta tormenta, quot arces; expugnata Parisiorum urbs quae sese Europae et orbis universi principem dominamque temere iactabat superba; deiectus Europae tyrannus et in exsilium missus. Subsecuta pax salutaris Galliae regem dedit, Germaniae quidquid annis his viginti duobus amissum per casus belli erat, reddidit; et post tantas strages gravius affligi Galli poterant, si quae ab illis eramus passi, in eosdem voluissemus retorquere. Sed ea fuit lenitas generosa, ut, qui tam longe ab suis sedibus, ut olim Romam Delphosque, ad omnes terras vexandas ac spoliandas profecti erant, quique fortuna erant immodice usi, cum iis in ipsorum finibus ageremus temperantissime; qui tam atrociter in nos saevierant, atrociora minati erant, iis parceremus victis, denique quorum nulla fides, nulla religio fuerat, iis nativam illam Germanicae nationis integritatem ab omni fuco et fallacia remotissimam re ipsa ostenderemus. Illas vero res qui gessere, nunc redeunt ad penates, ut cives sint aeque boni quam fuerunt milites; non praeda onusti, cui mercenarius inhiat, sed paupertate sua contenti et nominis Borussici gloria in immensum aucta et orbis terrarum admiratione.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Aus der Rede vom 26. April 1817.

Von der wissenschaftlichen Freiheit.

Litterae recte cultae vanas rerum imagines erroresque, quibus vitia originem debent, profligant et exstirpant; a curis sordidis abstractos in rerum optimarum et immutabilium contemplatione constituunt; remotos a sollicitudinibus ad sacrorum divinorum fontes limpidissimos deducunt, ex quibus solis quid pulchrum sit quid honestum, quid homine immortali dignum plenissime haurias. Hinc parantur opes, quae neque furto eripi neque incendio deleri nec casibus ullis absumi queant, hinc fides iustitia temperantia, hinc viri graves et constantes, qui quod fortunam spernere didicerunt, rebus adversis inconcussi, dominorum imperiis imperterriti, nulla vi ac ne mortis quidem metu intento subiguntur, ut proposito decedant. Quorum si nostro saeculo copia exigua reperta est, si humiles timidos ambitiosos, tyrannorum assentatores vidimus haud paucos, istos ex litterarum studio fructum optimum non percepisse, sed flosculos quosdam doctrinae aridos et steriles decerpsisse existimo. Nam ut uno verbo dicam quod sentio, haec mihi litterarum laus praestantissima et utilitas summa videtur, quod libertatem animi afferunt, qua summa generis humani bona continentur. Illam autem doctorum academicorum est in adolescentibus ingenuis excitare, ut servitus longe indignissima, qua mentes captae sunt, excutiatur, ut vita humana emendetur, ut diffugiat superstitio, religio confirmetur: quod non proprium philosophiae esse, sed a theologis iurisque peritis et medicis aeque fieri posse et debere non est quod exponam. Quemadmodum vero litterae libertatem summam parant, ita si ipsis libertatem eripias et formulis certis praeceptores adstringas, generi humano oculum exciderís. Silebunt Musae servitii impatientes, magna ingenia cessabunt; sed adulatio prorumpet, pro sapiente stultitia, postremo scelus pro virtute principatum tenebit.

Et litterarum quidem flos ac libertas nulla re magis adiuvatur quam coniunctione hac doctrinarum, quae in universitatibus nostris proposita est, ubi altera alterius fructu gaudentes, omnes communi philosophiae luce illustrantur et necessitudine ac cognatione, quae inter omnes intercedit, vigent: quodsi unus animus est litterarum, uno corpore optime continentur. Igitur hostis generis humani, ut litteras, ut libertatem animorum sibi periculosam opprimeret, non solum doctores disciplina rigida cohibuit, verum etiam, ut dividendo imperaret, philosophiam, theologiam, iuris doctrinam, artem medicam voluit seiunctas esse, sicut opificium textorium a sutorio et fabrili divisum est; hinc universitatem litterariam in scholas singulas locis separatas dispertivit artesque quasi in insulas seposuit: qui nunc ipse in saxo Oceani consenescit. Porro quoniam animi iuvenum ad libertatem emergunt difficilius, si quidquid discendum et agendum est imperatur et vita universa metu magistri cohibetur, in Germania universitatibus scholarum libertatem etiam vivendi quandam, quam academicam vocare solent varieque atque interdum deterius interpretantur, concessam videmus. Sibi quisque, cui se doctrinae applicet, quo mentem alat, quam sectam vitae instituat eligit; pro obsequio militari, quod idem ille tyrannus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Corsus adolescentibus studiosis iniunxerat, paternis consiliis imperioque iurisdictionis auctoritate confirmato reguntur; denique nos parentum loco sumus, vos, commilitones carissimi, non tam discipuli quam familiares ac liberi, qui ut a libertate nomen invenerunt, sic debent liberaliter haberi. Sed licentia comprimenda, si fieri potest admonitione et hortatu, sin minus, articuli tumidi vel tabe insanabili affecti ferro resecandi sunt. Iam ita instituti et exculti ubi ad rempublicam artesque honestas exercendas accesseritis, fructus eruditionis per vos sunt spargendi et in beatitatem quum civitatis ipsius tum singulorum proferendi; libertas animorum, quam bona respublica maximi facit quod sine illa ne civilis quidem retineri potest, disseminanda; numinis cultus genuinus promovendus; dotes animi, cui vires corporis serviunt, explicandae; propaganda iustitia, aequitas, virtus universa; miseria generis humani, inscitia inopia, imbecillitas corporum, vis morborum aut propulsandae aut levandae. Ex vobis, etiam bellica nuper gloria insignibus, iam pacis ornamenta petentur.

---

3. Aus der Rede vom 3. August 1819.

Die deutsche Litteratur, das Turnen.

Quamquam antiquissimis temporibus gens nostra haud contemnenda poemata protulit, doctorum et patriae amantium aliquot virorum labore in celebriorem nuper notitiam protracta; quamquam ante hos trecentos annos per illum non modo Germaniae sed Europae magistrum Lutherum vernacula oratio ita exculta est, ut nec perspicuitate neque facetiis nec succo viribusque careret: tamen quum bellorum atrocitate incipiens Germanicae eruditionis flos mox esset exstinctus, postea vero litterati aut inculto et barbaro stilo aut exterorum dictione in scribendo uterentur, et aulici elegantioresque homines Gallicis litteris invectis peregrino veneno nativam Germanorum simplicitatem infecissent, mascula Germanorum oratio diu neglecta est et sero in lucem litterarum adducta. Itaque superioribus saeculis vix ac ne vix quidem ad humanum cultum spectabat, nunc tamen ita splendet, ut in quovis fere genere et maxime in poesi haud pauca eximiae dictionis exempla habeantur, nisi quod in historia et eloquentia claudicamus, ex quibus illa liberiorem rerum statum postulat, quam ut apud nos perfici queat, haec autem, si a sacris contionibus discesseris, vix ullum hucusque, ubi vigere posset, solum concessum repperit . . .

Convertor ad corporis exercitationem, hoc est ad rem quae hac tempestate acerrimis non modo contentionibus sed odiis agitata est. Ego nullo partium studio ductus dicam, quod sentio, simpliciter. Nempe in hoc omnes, opinor, convenient, hodie non minus quam apud veteres corporis robur, agilitatem, celeritatem, postremo valetudinis prosperitatem maxime curandam esse, quod corpus ipsum tum sine his virtutibus multa minus commode aget, tum mentem, quam vel firmum corpus cupidinum inde manantium vi perturbat, imbecillitate etiam magis onerabit . . ., praeterea quod corporis exercitatio in tanto humanae

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

naturae utriusque concentu etiam animi virtutes eas, quae ad fortitudinem pertinent, excitat adiuvat corroborat. Igitur ludos quosdam instituendos esse, quibus corpus optime exerceatur, vix mihi dubium videtur: quamquam quaeri potest, quas illi artes comprehendere debeant. Et primum saltatio quae non nisi gratiam motuum affert, quamvis non sit reicienda, tamen quam a corporis exercitatione postulamus vim minime habet, sed partim magis ad musicam eruditionem accedit partim, si veteris philologi verba huic rei aptare licet, minus ad gymnasticam quam ad comendi artem gymnicae simiam pertinere videtur; deinde equitatio et tractatio armorum, quas neutiquam contemno, nimium quidem militares sunt nec tam corpus ipsum exercent, quam instrumentorum quae corpus regit usum docent. Relinquuntur eae exercitationes, quae a veteribus maxime excultae sunt, cursus, saltus, qui etiam maioribus nostris insigniter placuit, item lucta quaeque his similia, quibus membrorum sollertia et vires eximie augentur. Nec reprehendenda gymnica sodalicia sunt, quibus bene directis decor et modestia iuvenilis cum morum virili gravitate formatur: quae societates in modum collegiorum comparatae per veteres civitates patuerunt latissime. Postremo non memini me apud veteres legere, quod ne nostris quidem temporibus, mutata rerum omnium forma, ex artium harum ratione recte videtur colligi posse, gymnicis ludis populare imperium adiuvari: sed apud illos gymnasiorum neglectio non solum mores corrumpere, verum etiam incultae plebis dominationem adducere, perfectus autem et corporis et animi cultus optimis tradere civitatis habenas videbatur. Sed et aliena gymnicis posse ludis admisceri, quae arcenda sint, concedo, nec luctatores et pugiles perfectos omnes liberaliter eruditos fieri volo, nec si mollitiem expellendam iudico, horridam suadeo cynicorum vivendi formam vel mitioris contemptum cultus.

Iam de homine ad perfectionem excolendo quae mihi proposueram absolvi. Ei vero rei cum praeter scholasticam disciplinam universitates litterariae inserviant, nisi quod hae non solum humanam eruditionem sed etiam ceteras doctrinas complectuntur, nos summa ope niti decet ut in adolescentibus curae nostrae commissis liberalis cultus studium excitemus et confirmemus. Quo facto Regis sapientissimi consiliis optime obsequemur, quem nihil aliud quam civium humanitatem virtutem beatitatem spectare, nec servis imperare velle sed liberis hominibus certum est. Quam voluntatem ut ille consueta sua constantia perpetuo retineat, Deum humanorum rectorem animorum pia mente obsecramus. Quibus precibus maximis has addimus, ut summum numen principis consiliarios et universos huius imperii magistratus ad populi felicitatem augendam, ad aequitatem iustitiam, oppressis auxilium ferendum dirigat, reipublicae ex variis ordinibus gentibusque compositae concordiam ac rebus commotis tranquillitatem conservet, turbas componat, male consulta avertat; postremo ut principis et universae domus Augustae incolumitatem tueatur quam diutissime.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4. Aus der Rede vom 3. August 1820.

Verhältnis des Staates zu den Universitäten.

Profecto alia causa est, quamobrem cultissima quaeque civitas et maxime nostra litterarum in universitatibus studia alit et in illa haud exiguos erogat sumptus; quippe eadem plane est causa qua efficitur ut ecclesia publicis impensis augeatur. Nam quum non modo genus humanum religionis luce haud illustratum pessumire, sed numinis divini sensum humanis animis ita insitum esse intelligatur, ut eo ne barbari quidem ulli nisi prorsus bruti careant: ut ea humani ingenii indoles excolatur et nutriatur curat respublica, cuius est summis mortalium dotibus bonisque explicandis et proferendis facultatem facere, non ea eatenus vel tolerare vel fovere, quatenus ad subiectos regendos dominantibus utilia videantur. Atqui quum par sit litterarum ratio, his quoque, ne privatorum arbitrio commissae casu vel incuria hominum negligerentur, civitas sua templa condidit: in quibus universitates litterariae principem prope locum obtinent. . . . .

Res publica quum videret eos civitatem prudentissime regere, quorum ingenia eruditione probe subacta essent, et neque qui privata industria nec qui in aliis scholis exculti essent, tanta quanta universitatum alumnos litterarum solere peritia instructos esse, invaluit paulatim ut prope nemini magistratus vel gravius aliquod publicum ministerium mandaretur, nisi per aliquot annos studiis in universitatibus operam dedisset, et qui parare se ad civilia negotia vellent, universitatum disciplinam unice amplecterentur: unde nonnulli vana rerum specie delusi universitates publicis ministris formandis conditas esse arbitrantur. Ceterum honorificum illud de universitatum disciplina iudicium conducibile et rei publicae fuit et litteris: rei publicae, quod nihil illi potest utilius esse quam artium et doctrinarum lux in omnia civitatis membra quasi anima vitae effectrix et moderatrix permanans; litteris, quod qui earum vim ex bona institutione pernoverunt, ubi summae rerum praepositi fuerint, artium studia maiore benignitate et munificentia adiuvant: quum civitatium gubernatores litterarum vel imperiti vel primis tantum rudimentis imbuti, si praesertim quod solet arrogantia accesserit, eruditionem contemnant aut suspectam habeant. Atque inde simul intelligitur, quantopere civitatibus cavendum sit ne quid universitates detrimenti capiant, neve illarum dignitas indignis dictis vel factis laedatur, neve intestinis vitiis corrumpantur; quae quum in tanta iuvenum multitudine subinde subnasci consentaneum sit, ne crescant cautio est: sed sollers erit manus admovenda, ne vulnera exulcerentur, et praesentia mala sapientes medici ita curabunt, ne aut pristina, quae quamvis inveterata divino magis quam humano consilio temporum opportunitas propemodum sustulit, acriore vi redeant aut nova et mortifera oriantur. Quod nobis quidem minime metuendum est. Regis clementissimi benevolentia freti in portu navigamus, et Deus, qui ex pessimis optima praeter exspectationem provocat, praesentes componet turbas.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Aus der Rede vom 3. August 1824.

Über Ansehn und Freiheit der Wissenschaft.

Quae quum ita fuerint, non miramur plurimos, qui apud veteres eruditione praestiterunt, non humili loco natos, non in umbra scholarum versatos, sed in suis quosque urbibus vel potentes vel illustres fuisse: quem ad modum inter ipsos Romanos, licet hi cum Graecis comparandi non sint, si poetas aliquot rhetoresque et grammaticos libertinos aut plebeios exceperis, optimi auctores prope omnes equites senatores, praetorii consulares fuerunt. Et quamvis erectis ingeniis, quae in ipsa rustica plebe et inter sellularios tabernarum alumnos latitant, viam ad litteras praecludi iniquum iudicetur merito, tamen nescio an in veteribus litteris magnam hoc vim habuerit, quod viri natalium nobilitate, opibus honoribus splendidi litterarum ex bona educatione retentarum fama inclarescere studerent neque eas tenuis conditionis homuncionibus vel fame pressis relinquerent: quo fieri non potest quin evilescant. Et videmus nostra quoque aetate et in nostra republica principum virorum studia recreari, sed in diverso tamen nostrorum hominum habitu ad liberales artes minus propensorum, in eaque robigine, quam ex pristina barbarie retinuisse optimatium magna pars aeque ac vulgus videntur, quum, nisi respublica ludos omnis generis litterarios condidisset et tueretur, casurae mox litterae forent, civitati hoc onus egregium bonarum artium alendarum suscipiendum fuit, et susceptum est. Quod illa sustinebit optime, si non solum aedes et apparatum litteris docentibusque victum praestabit, sed etiam iustam litteris libertatem concedet ut vigere possint, et lasciviam quidem, immodestiam, ferociam coercebit, sed sentire quae velis et dicere quae sentias permittet, atque adeo apertam sententiae professionem laudabit; postremo si ab iis, qui ad rem publicam et munera fungenda accedere voluerint, insigniorem litterarum peritiam et validam vegetamque scientiam postulabit, istos vero mercenarios nec quidquam ex litteris praeter exiguam quae vix officiis sufficeret exercitationem et hanc ipsam panis causa quaerentes repudiabit. Quod nisi fiet, in peius ruent res et publicae et litterariae, ac frustra laborabitur ut corpori emortuo producatur vita iam non vitalis.

---

6. Aus der Rede vom 3. August 1847.

Rückblick auf die Regierung Friedrich Wilhelms III.

Die älteren unter uns, welche Zeugen der Regierung Friedrich Wilhelms III. waren, haben Preufsen in den Zeiten gekannt, welche seiner tiefsten Erniedrigung zunächst vorhergingen, in den Zeiten, wo es, bei einer schwankenden und in den letzten Folgen unheilvollen Politik nach aufsen, im Innern wie fast alle deutschen Länder gar keine politische Regung noch Geltung hatte, sondern im Genufs der Segnungen des Friedens und in voller Zufriedenheit einer willigen Bevölkerung auf der Kraft seiner Verwaltung und auf einer scheinbar furchtbaren Heeresmacht beruhte, die dennoch sich überlebt hatte;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf der Kraft einer Verwaltung, die bei manchen der Zeit eigenen Mängeln doch ausgezeichnet war durch das, was unsern Stand zunächst betrifft, dafs sie die Wissenschaften ehrte und förderte und die Freiheit des Denkens schützte. Sie haben Preufsen in den sechs Jahren der Demütigung eines gerechten aber keine Liebe erweckenden Stolzes gekannt, in welchen es, je stärker der Druck war, desto gröfsere Spannkraft gewann, in welchen die Regierenden durch alle Mittel die Kraft des Volkes zu wecken und zu erhöhen strebten, und das Volk mit dem König durch das engste Band, das Band der Leiden, innig verschlungen war. Sie haben die rasch verflogenen Jahre der Begeisterung, des höchsten Aufschwungs der Volksgefühle, des gröfsten Waffenruhmes erlebt, welchen Friedrich Wilhelm mit einem treuen, jeglicher Aufopferung fähigen Volke errang, und haben mit erlebt, wie diese heilige Flamme, aus Besorgnis sie möchte das ganze Staatsgebäude verzehren, gedämpft wurde, bis nur noch der Funke unter der Asche glimmte: hier die Meinung, erregte Hoffnungen und Verheifsungen würden nicht erfüllt, ungeduldige Erwartungen, jugendliche Verirrungen und einzeln sogar Verbrechen; dort Furcht vor Neuerungen, Verdächtigung selbst der Edlern; allmählich wieder fast allgemeine Ruhe und Wiederkehr der alten Gleichgültigkeit; gegen Ende des teuren Lebens religiöse Aufregungen, um die Stelle der beschwichtigten politischen zu vertreten. Und unter allem Wechsel der Ansichten und Empfindungen dieselbe Güte, Bürgerfreundlichkeit, Mäfsigung und Würde des greisen Königs, dieselbe Verehrung und Liebe für ihn unter allen Ständen des Volkes.....

Der Fürsten Liebe zu den Wissenschaften entspringt aus sehr verschiedenen Quellen und ist von sehr verschiedener Art. Unlautere Quellen verschweige ich; die edleren sind vorzüglich zweierlei. Die eine entspringt aus dem Verstande des Herrschers; er erkennt, dafs des Volkes edelstes Gut das Wissen ist, der Staat nur von Wissenden wohl regiert werden kann, der Staat veredelt und gehoben wird, wenn die Erkenntnis allmählich alle seine Teile durchdringt. Ein Fürst, der diese Überzeugung hat, kann selbst ohne eigentlich persönliche Liebe zu den Wissenschaften als Staatsmann sie fördern, weil er sie als notwendiges Lebenselement ansieht, wie ein Fürst ohne kriegerische Neigung der Heeresmacht alle erforderliche Sorge widmen kann: es ist nicht Eigennutz, nicht Selbstsucht, sondern richtige Wertschätzung, die ihn zur Begünstigung der Wissenschaft führt. So, scheint mir, hat Friedrich Wilhelm III. die Wissenschaft gefördert und geliebt. Gebildet und unterrichtet, hatte er wie der echte Staatsmann eine volle Übersicht aller Zweige des Staates und liefs allen ihr Recht angedeihen; als Muster nicht blofs königlicher, sondern menschlicher Besonnenheit und Bescheidenheit hörte er zugleich gern die Verständigsten. So hat er in seinen Landen für die Wissenschaft Aufserordentliches gethan, planmäfsig und gleichmäfsig, ohne Begünstigung der einen und Vernachlässigung der andern, gerecht und freigebig gegen alle. Die andere Art der Liebe der Fürsten zu den Wissenschaften beruht auf einem eingeborenen, unüberwindlichen Triebe zum Wissen selbst, der den Königssohn vielleicht zum Gelehrten bestimmt hätte, wäre er nicht zum König bestimmt gewesen; nicht notwendig sind gerade solche die wirksamsten Förderer der Wissen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaften in ihrem Staat, doch werden sie mehr den Umgang mit Gelehrten lieben. Friedrich der Grofse hatte diese Stimmung und Richtung. Wenn ich es gewagt habe, soweit auf das Persönliche einzugehen in dem Urteil über verehrte und bewunderte Könige unseres Herrscherhauses, so sei es, obgleich persönliche Vergleichungen leicht ungerecht oder ungeziemend werden, ferner gewagt, mit zwei Strichen auch Friedrich Wilhelms IV. Stellung zu den Wissenschaften anzudeuten, ohne von denen, die ihn kennen, zu besorgen, dafs sie mich der Schmeichelei zeihen. Friedrich Wilhelm IV. verbindet des erhabenen Vaters allseitige Beförderung der Wissenschaft und Kunst als einer Volksangelegenheit mit Friedrichs des Grofsen persönlicher Liebe zu denselben und zu ihren Vertretern, und hierin liegt ein Fortschritt, sowie die Zeiten auch im übrigen fortgeschritten sind.

---

7. Aus der Rede vom 15. Oktober 1849.

Über das verfassungsmäfsige Königtum.

Weit entfernt, dafs ein durch weise Gesetze gemäfsigtes und beschränktes Königtum die Einheit und Festigkeit des Staates zu erhalten minder fähig wäre, erhält es sie vielmehr auf eine edlere Weise als ein unumschränktes. Denn der unumschränkte Herr erreicht sie nur dadurch, dafs er die ganze Gewalt an sich genommen hat und mit dem ganzen Gewicht derselben das Volk niederhält; der verfassungsmäfsige läfst dem Volke in seinen Vertretern, und zwar in einer verständigen Verfassung nach dem Mafse der Würdigkeit, oder, wie ein Alter sich ausdrückt, nach geometrischer, nicht nach arithmetischer Gleichheit und dennoch ohne irgend eine Klasse auszuschliefsen, den gebührenden Einfluſs auf die Gesetzgebung, welcher es gehorchen soll, und auf die Regelung der Steuern, welche es zahlen soll. Er behält aber den schönsten Vorzug, jene Gewalten durch seine erforderliche Zustimmung zu mäfsigen, dadurch alle Elemente, mögen sie demokratische oder aristokratische oder welche immer sein oder genannt werden, zu einigen, und in ungetrübter Unbefangenheit über dem Wechsel der Personen und Meinungen, den Gegensätzen und Parteien zu schweben, gleich dem ewig Einen und Seienden über dem Vielen und Werdenden. So hat schon Platon, die königliche Kunst halb scherzhaft und dennoch mit tiefem Ernst der Webekunst vergleichend, ihr Geschäft in die Verkettung und Verflechtung der verschiedenen, weichen und harten, milden und heftigen Naturen gesetzt.

Sodann wird in der beschränkten Herrschaft, wenn sie nur erst völlig geordnet ist, die Stetigkeit dadurch vermehrt, dafs die Veränderung der Gesetze erschwert wird, weil sie nicht mehr von einzelnem Belieben abhängt, wenn anders nicht die Volksvertretung nach Art der Ochlokratie auch gegen das bestehende Gesetz bindende Beschlüsse fassen zu können vermeint.

Ferner kann sogar der unumschränkte Fürst den Staat nicht einig und fest gestalten, wenn nicht zwischen dem herrschenden Geschlecht und den Beherrschten eine so lebendige Wechselwirkung stattfindet oder als vorhanden angenommen wird, dafs der Fürst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für den Träger der Grundgedanken seines Volkes gilt, und dieses in ihm den in einer Person verkörperten Ausdruck der Volkseigentümlichkeit voraussetzt. Wie viel inniger ist aber diese Wechselwirkung zwischen dem verfassungsmäfsig regierenden König und dem Volke, da sie in allen Staatshandlungen verwirklicht vor Augen liegt!

Endlich erhält in der erblichen Monarchie die Einheit und Dauer des Staates noch eine besondere Gewähr dadurch, dafs seine geringeren Mitglieder, welche nicht alle des Grades politischer Tugend fähig sind, der dem Bürger des Freistaats notwendig ist, wenn dieser einen glücklichen Bestand haben soll, eine gemütliche Zuneigung zu dem erblichen Oberhaupte des Reiches fassen, und auch die, welche in den weitesten und äufsersten Umkreisen des politischen Lebens stehen, durch geistige Anziehung und gleichsam nach dem Naturgesetz der Schwere, welches sich auf dem sittlichen Gebiet abspiegelt, zu dem einen Mittelpunkt hingezogen werden. Wenn in den Freistaaten, wenigstens des Altertums, die Vaterlandsliebe zu den bewundernswürdigsten Thaten und Opfern angespornt hat, so wird diese heilige Flamme durch die angestammte Liebe zu einem gütigen und bürgerfreundlichen König, durch die ihm gewidmete Ergebenheit und Treue noch reichlicher genährt und lebendiger entzündet. Seinem Rufe folgen alle, wie die Krieger dem Schlachtrufe des Feldherrn; und wenn der Gedanke, dieser gewaltige Hebel der Thaten, nicht mehr ausreicht für das Werk, birgt das Gefühl für die Person noch mächtige Triebkräfte der Begeisterung.

Man hat bemerkt, dafs selbst in der unumschränkten Alleinherrschaft, wenn sie nur irgend Mafs hält, das Volk den guten und der Ehrfurcht vor dem Throne angemessenen Glauben hegt, von dem, was ihm an den Regierungshandlungen unbillig oder drückend erscheint, wisse der Fürst nichts, sonst würde es längst abgestellt sein; und da auch der umsichtigste und thätigste Fürst nicht in alle Einzelheiten eingehen, noch weniger sie durchdringen kann, was selbst Friedrich dem Grofsen bei seinem Streben danach nicht immer gelungen ist, so ist jener Glaube nicht ohne Berechtigung. Der Grundsatz des verfassungsmäfsigen Königtums aber, welcher alle Verantwortlichkeit den Dienern der Krone auflegt, wird anstatt jenes Glaubens die Überzeugung setzen, was drückend scheint sei nicht mit willkürlicher Gewalt, sondern nach reiflicher Überlegung und mit Beistimmung der Volksvertreter vom König gutgeheifsen, und wenn dabei ein Irrtum stattgefunden, liege sein Ursprung nicht in dem Willen oder Urteil des Herrschers. Aufserdem bleiben diesem auch in der beschränkten Monarchie unzählige Gelegenheiten, sich die Liebe des Volkes zu erwerben und seiner Anhänglichkeit sich zu versichern. Diese Anhänglichkeit ist, nachdem die leidenschaftlichen Bewegungen des vergangenen Jahres überwunden worden, auch in diesem Lande wieder so mächtig erwacht, dafs wir uns heute ganz der Stimmung hingeben können, welche diesem Tage einzig angemessen ist, der Freude über die Herrschaft dieses Königshauses, der Freude über das wiederhergestellte Glück eines Fürsten, dessen Herzensgüte und Fülle der Liebe zu seinem Volke und tiefe Begeisterung für alles Gute und Edle von keiner Schmähung hat verdunkelt werden können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8. Aus der Rede vom 15. Oktober 1853.

Die Wissenschaft und das Positive.

Wenn es wahr ist, dafs grofse und heilige Anschauungen von tiefem Inhalt in frühen Zeiten lebenskräftig ausgeprägt worden, und wenn hiervon vieles in das Positive der gebildeten Völker übergegangen, darin befestigt und den Herzen und Gemütern teuer geworden ist, soll man nicht leichtsinnig und übermütig an dem Positiven rütteln. Verschmäht man die Autorität, so hat man damit noch nicht die Wahrheit an die Stelle eines Irrtums gesetzt, sondern der Inhalt des eigenen Dafürhaltens kann unrichtiger oder flacher sein als der Inhalt des Autoritätsglaubens, während jenes Dafürhalten oft noch obendrein mit eitler Überhebung verknüpft ist. Wenn Aristoteles sagt, der Philosoph sei philomythisch, weil das Philosophiren von Verwunderung beginne und der Mythos aus Wunderbarem bestehe, so mag hinzugesetzt werden, er liebe den Mythos auch darum, weil dieser in seiner wunderbaren und mystischen Hülle einen edlen Kern oder Keim des Wissens berge; und sollten es auch nur halbwache Träume sein, sind es heilige und ahnungsvolle Träume.

Überhaupt wird der Mann der Wissenschaft dem Positiven die höchste Rücksicht, Achtung und gewissenhafte Scheu durch Lehre und Leben erweisen, mit vorzüglicher Erfurcht dem, was am meisten positiv ist, den religiösen Satzungen über die hochheiligen göttlichen Dinge, in wiefern dieselben gegründet sind auf einer in das menschliche Geschlecht eingehenden typischen und symbolischen Offenbarung des göttlichen Geistes, wenn diese auch in der menschlichen Fassung getrübt erscheint.

Es giebt aber noch eine andere Weise, wie die Wissenschaft dem Positiven förderlich ist. Wir finden eine weltliche und eine geistliche Autorität; jene setzt die staatlichen und rechtlichen Verhältnisse, diese den Glauben, inwiefern er zum Dogma formulirt ist. Beide sind ohne weiteres, jene für das Öffentliche, diese für das Kirchliche, wie es vom Staat anerkannt ist, positiv gültig und bindend. Weil aber teils nicht aufser Zweifel steht, was diese Autoritäten wirklich gesetzt haben, teils selbst in den Fällen, in welchen hierüber kein Zweifel obwaltet, noch nicht unmittelbar klar ist, wieviel die Satzung enthalte und was daraus folge oder nicht, so wird das Positive, ohne seine im Glauben und Gehorsam befestigte Wertgeltung dem Urteil des Erkennens zu unterwerfen, Gegenstand geschichtlicher Forschung, kunstmäfsiger Auslegung und begrifflicher Analyse für Wissenschaften, welche wir, weil ihre letzte Quelle die Autorität ist, positive Wissenschaften nennen, ein Ausdruck der freilich mit einem Widerspruch behaftet erscheint, den wir für jetzt auf sich beruhen lassen. Dies sind die weiten Felder der positiven Staats- und Rechtslehre und der positiven Theologie, vorzugsweise der protestantischen, die einen weiteren Spielraum der Untersuchung für sich in Anspruch nimmt. Diese werden auch in ihrer Gebundenheit vieles beitragen können zur Läuterung des Staatlichen und Religiösen auf dem Wege des Erkennens, indem sie, was zufällig und irrtümlich der Satzung als Inhalt oder Folgerung angehangen worden, davon abscheiden, dieselbe auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre wesentlichen Bestimmungen und Bestandteile zurückführen und sie in möglichen Fällen sogar begründen, und so Gebot und Glauben in das Wissen aufnehmen.

Wenn so die Wissenschaft der Autorität ihren Tribut zollt, so mag ihr billig auch die Wiedervergeltung angedeihen, welche darin liegt, dafs man den Geist mit dem Geiste bekämpfe, nicht mit der Gewalt. Dafs selbst die äufsersten Gewaltmittel, geschweige denn geringere, dafs Vertilgen, Verbrennen, Töten den Gedanken und die Wissenschaft nicht überwinden, dafs auch das im Mittelalter vielbeliebte, unstreitig bei übriger Roheit lobenswert milde und gelinde Auskunftsmittel des Widerrufs angeblicher Häresie nur einen scheinbaren Sieg der Autorität über das Erkennen gewährte, ist durch eine lange Reihe von Erfahrungen erwiesen, da jedesmal doch die bessere Erkenntnis aus der Vernichtung des Leiblichen sich in das Reich der Wahrheit hinübergerettet hat, die Verfolger aber der Verachtung und dem Abscheu der Nachwelt anheim gefallen sind, und wenn aus Furchtsamkeit und Schwäche, die unverständiger und grausamer Gewalt gegenüber Entschuldigung verdient, mit abgedrungener Heuchelei widerrufen worden, auch der Widerruf widerrufen wurde, sobald die Furcht verschwunden war. In der Wahrheit ist Mafs und Besonnenheit; die Verfolgung ist das Werk fanatischer Leidenschaft, die einmal losgelassen keine Grenze mehr kennt.

Dafs ich unter der Wissenschaft nicht auch frevelhafte Grundsätze einbegreife, deren zu Thaten anreizende Verbreitung vernünftigerweise der Ahndung verfällt, brauche ich nicht zu erinnern. Wenn aber das freie Gewährenlassen der Wissenschaft aufserdem unter gewissen Umständen grofsen Bedenken und Schwierigkeiten unterliegt, die ich früher an eben dieser Stelle angedeutet habe, so möchten diese in einem krankhaften Zustande der Gesellschaft ihren Grund haben, nicht in der Wissenschaft, die gegen ihre eigene krankhaften Auswüchse und Verirrungen ihre Heilung in sich selbst durch die Widerlegung hat, und deren Ausschweifungen ganz ungefährlich sind, wenn nicht die Gesellschaft bereits vorher durch durch andere Übel in ihren Grundfesten erschüttert worden. Und ohne Zweifel ist der Anspruch gerechtfertigt, dafs Staat und Kirche weder den positiven Wissenschaften den Spielraum beschränken, den ich soeben für sie abgegrenzt habe, noch auf die Gebiete übergreifen, auf welchen die Autorität keine Gültigkeit haben kann. Gehen die Satzung und das freie Erkennen noch nicht immer mit einander, so ist dies zeitweilig als eine menschliche Unvollkommenheit zu ertragen, bis sie bei weiterer Entwickelung, wie zu hoffen, in der Einheit aufgehen werden, da der Inhalt beider nicht notwendig verschieden ist; beider Anfang und Ende ist Gott und das Gute!....

Die Freiheit und Selbstbestimmung der Wissenschaft wird sowenig als die kirchliche Freiheit der Begründung bedürfen, wenn der Staat nur als eine Anstalt zum Schutze seiner Mitglieder in ihrer Thätigkeit und ihren Gütern angesehen wird, im übrigen aber sich gegen diese Thätigkeit und diese Güter gleichgültig verhalten soll. Ist aber der Staat die Verwirklichung des gesamten Guten durch die menschliche Thätigkeit, zu welchem Guten auch das Erkennen gehört, so verhält er sich auch zu dem Erkennen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht gleichgültig, sondern setzt es selber in sich ein. Es folgt jedoch daraus nicht, dafs er dadurch dessen Freiheit und Selbstbestimmung aufhebe; vielmehr höbe er diese mittelst seiner Einsetzung auf, so höbe er das Erkennen selber auf, während er es einsetzen will. Er mufs es also als ein freies in sich aufnehmen, wie er in den von ihm umschlossenen religiösen Gemeinschaften die Freiheit der Gewissen anerkennt. So, denke ich, hat unser Staat die Wissenschaft in sich eingesetzt. Ja, die Freiheit der Wissenschaft wie der Gewissen ist ein Hauptgrundsatz dieses Staates, ein Grundsatz, welchen Friedrich der Grofse, der, wie man ihn auch herabziehen mag, stets Preufsens Heros bleiben wird, mit der unvertilgbaren Schrift des Geistes tief in das Herz des Staates eingegraben hat.

---

9. Aus der Rede zur Feier von Schillers 100jährigem Geburtstag, 11. November 1859.

Es ist ein Glück für ein Volk, wenn es einen Dichter hat, der den Volksgeist und das Schönste und Tiefste desselben in seinen Werken darstellt, und ein Glück für den Dichter, wenn das Volk in ihm den eigenen Geist und Sinn veredelt und verklärt wiederfindet, wie die Hellenen im Homer. Ein solcher Dichter wird sich der gröfsten Anerkennung und der gröfsten Einwirkung erfreuen. Wie schwer es nun allerdings auch ist, den Geist eines Volkes, zumal eines so zerrissenen und zersplitterten wie die Deutschen, bis zur Klarheit des Begriffs zu fassen und in wenigen Worten zu bestimmen, so scheint es doch zugestanden, dafs dem deutschen Geiste vorzüglich die Innerlichkeit und der Idealismus zugeschrieben werden müssen; und durch beides ist Schiller vorzüglich ausgezeichnet. Es ist nicht sowohl die vollendetste Objektivität und antike Gestaltenbildung, sondern die edelste Subjektivität, das Herz, das Gemüt, die Empfindung, die uns bei seinen Dichtungen anspricht; bei allem ist sein ganzes, volles Herz. In dieser Stimmung kommt er dem deutschen Volksgeiste entgegen; durch sie hat er sich auch die besondere Neigung des zarteren Geschlechtes erworben: denn das innere Gefühlsleben ist der schönste Schmuck edler deutscher Frauen, ihre echt germanische Mitgift der Natur gegenüber dem fremden Tand, und das deutsche Weib, welches von Urzeiten her in dem germanischen Leben eine würdigere Stellung eingenommen hat, darf bei der Auffassung unseres Volksgeistes nicht vergessen werden. Ferner, dafs die Richtung unseres Dichters durchaus die ideale ist, wem sollte man das, was von aller Mund ertönt, erst beweisen wollen? Er atmete im Ätherduft des Übersinnlichen und leitet uns zu diesem hinüber; der letzte Zweck der Kunst ist ihm, wie er selber sagt, die Darstellung des Übersinnlichen. In seiner reinen Seele spiegelte sich nur das edelste der wirklichen Welt ab; das sinnliche, unwürdige, gemeine hat er gehafst und von sich abgewiesen. Er ist der schaffende Genius der unteilbaren Dreieinigkeit des Wahren, Guten und Schönen. Seine Muse ist jungfräulich keusch; sie hat durch ihre hohe sittliche Reinheit, der sophokleischen ähnlich, die Weihe des Heiligen empfangen, was auch der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zelot dagegen sagen mag, und ist hierdurch erhaben und erhebend. Die Schaubühne war ihm eine sittliche Anstalt. Aber sein Idealismus ist nicht ein träumender; derselbe scheidet ihn nicht von dem wirklichen Leben; vielmehr rankt sich in seiner Dichtung, um einen eigenen Ausdruck von ihm anzuwenden, das edle und treffliche mit seinen Thaten an das Leben an, und er verklärt das Wirkliche zum Idealen.

Hier bin ich näher bei dem Punkte angelangt, hochgeehrte Versammelte, auf dessen Betrachtung ich für diese Feier an dieser Stelle vorzugsweise hinleiten wollte. Dem Jüngling ziemt die Richtung auf das Ideal. Ist die Jugend nicht dem Ideal zugewandt, ja schwärmt sie nicht sogar für dasselbe, so geht das Leben nur zu leicht in der Materie unter, das Geschlecht läuft Gefahr in sittliche Erniedrigung zu versinken, und wenn die Jugend es ist, auf welcher die Hoffnung für die Zukunft beruht, so geht dann auch diese Hoffnung zu Grunde, weil der Fortschritt der Gesittung nur durch das Streben nach dem Ideal gedeihen kann, wenn letzteres auch nur das Endziel und das Schlufsglied, ja sogar ein jenseits liegendes Schlufsglied einer unendlichen Reihe ist, welchem die Menschheit sich nähern soll, ohne es vollkommen zu erreichen. Schiller ist der Dichter des Ideals, und hat er bei seinem Auftreten allerdings auch die älteren Zeitgenossen mächtig angeregt, so hat er doch ganz besonders die Jugend begeistert, anfänglich durch die Kraft und Kühnheit seiner ersten Erzeugnisse, die noch des Mafses und der echten Kunstform entbehrten, dann durch die Tiefe des Gefühls und die Idealität, für welche die Jugend eben vorzüglich empfänglich sein soll und ihr edlerer Teil auch in der Regel empfänglich ist. . . . . Schiller atmete den Geist der Freiheit in einer Zeit, da ihre Morgenröte im deutschen Vaterlande noch nicht angebrochen war, und die Liebe zur Freiheit, der echten, ist mit der Vaterlandsliebe eng verbunden, wo nicht mit ihr einerlei. Gerade in den Jahren, in welchen Sie, geliebte akademische Mitbürger, Ihre Universitätsstudien zu beginnen pflegen, brach in ihm der Freiheitsdrang aus, damals noch stürmisch und ungemäfsigt, weil er dadurch getrübt wurde, dafs der Jüngling dem willkürlichsten und drückendsten Despotismus gegenüberstand; aber in edelster Gestalt hat er später fortwährend das sittliche Princip der geistigen und politischen Freiheit verkündet, und der „Mifsbrauch rasender Thoren“ machte ihn nicht irre an dem Grundsatz, dafs „der Mensch frei geschaffen und frei sei, und wäre er in Ketten geboren.“ Eben dieser begeisterte Freiheitssinn in seiner Reinheit und Idealität, fern von Zügellosigkeit, Umwälzungswut und vorzeitigem Hervordrängen, hat ihm die akademische Jugend jederzeit befreundet, und mit demselben die verwandte Vaterlandsliebe, die nur den Freien zukommt. Sie stehen einer Jugend, die in der freien Wissenschaft lebt, besser an als feiler Knechtsinn, und unsere früheren jugendlichen Mitbürger haben sie in den nächsten Zeiten nach der Gründung dieser Universität mit ihrem Blut besiegelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf